ХРЕСТОМАТІЯ

для перевода

СЪ НѢМЕЦКАГО ЯЗЫКА НА РУССКІЙ.



Составилъ

А. ЧЕРЕШЕВИЧЪ.

РЕВЕЛЬ.
Изданіе Франца Клуге.

1855.

Г. Унгернъ Стернбергъ.

Joh. Ungern Sternberg

Chrestomathie

zum Uebersetzen

aus dem

Deutschen in's Russische.

Von

A. Tschereschewitsch.

Inv. № 3647.

Reval.
Verlag von Franz Kluge.

1855.

H. Ungern Sternberg

Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung gestattet, daß nach Beendigung desselben der Abgetheilten Censur in Dorpat die vorschriftmäßige Anzahl Exemplare zugestellt werde.

Dorpat, den 30. April 1854.

Abgetheilter Censor de la Croix.

PÄRNU LINNAARHIIV

Est-A

Tartu Riikliku Ülikooli Raamatukogu

14994

i 1342840 x

Druck von J. J. Kelchen.

Dem

ANDENKEN

des

verewigten Herrn Curators

des

Dorpatschen Lehrbezirks, Generals der Infanterie

GUSTAV VON CRAFFSTRÖM

widmet dieses Lehrbuch als ein geringes Zeichen seiner Dankbarkeit
für empfangene Huld und Nachsicht

der Verfasser.

Vorrede.

Zum Theil durch eigene Erfahrung und zum Theil auch durch die Bemerkungen mehrerer Lehrer der russischen Sprache in den hiesigen Gouvernements, wurde mir fühlbar der Mangel einer Chrestomathie zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Russische, die in den einzelnen Uebungsstücken einen allmäligen Fortgang vom Leichteren zum Schwereren bietet und mit einem vollständigen Wörterbuch versehen ist. Um ein solches, wie ich hoffe, brauchbares Buch zu schreiben, habe ich, geleitet von einer mehrjährigen Erfahrung, aus deutschen Schriftstellern möglichst leichte Stücke, die geeignet zum Uebersetzen in's Russische sind, gesammelt dieselben in eine gehörige Ordnung gebracht und ein alphabetisches Wörterbuch ausgearbeitet, in welchem ich bei jedem Verbum beide Formen, die unvollendete und vollendete — oder nach der Grammatik des Herrn Nikolitsch die dauernde und vollendete — angegeben und bei allen Wörtern, die von dem Regelmäßigen abweichen, auf die Grammatik des Herrn Serno-

Solowjewitsch hingewiesen habe. Für die Schüler, welche den ersten Versuch im schriftlichen Uebersetzen machen, habe ich einige Uebungsstücke nach der Methode der Herrn Kühner und Fränkel zusammengestellt.

Ich hoffe, daß meine Chrestomathie nach allen Forderungen der Methode zur Erlernung der russischen Sprache abgefaßt ist. Wie meine Arbeit gelungen ist, mögen erfahrene Pädagogen beurtheilen, deren Bemerkungen nach Kräften zu benutzen ich, wenn sich Gelegenheit dazu bieten sollte, bereit sein werde.

Reval, den 21. December 1854.

A. Tschereschewitsch.



Erste Abtheilung.

Grammatikalische Uebungen.

Aufgaben über das Hülfszeitwort sein (§§. 82, 124).

1.

Ich bin arm, aber ich bin mit[1]) meinem Schicksale zufrieden; denn ich bin gesund und habe gute Eltern und treue Freunde. Du bist reich, aber du bist nicht glücklich; denn du bist stets krank und hast Ursache dich über[2]) deine Freunde zu beklagen. Er ist unser Freund, denn er ist aufrichtig, bescheiden und folgsam. Sie ist werth der Achtung der Welt; weil sie tugendhaft ist. Gott ist ewig, weise und gütig; Er giebt jedem Wesen, was ihm nöthig ist.

2.

Wir sind mit[3]) uns selbst zufrieden; denn wir sind immer fleißig und thätig. Ihr seid mit[4]) eurem Schicksale unzufrieden; denn ihr seid immer faul und neidisch auf[5]) das Glück eurer Nebenmenschen. Sie sind würdig der Liebe ihrer Lehrer, denn sie sind fleißig, aufmerksam und folgsam. Gute Eltern sind für[6]) ihre Kinder und gute Kinder für[7]) ihre Eltern theuer. Die großen Thaten der Griechen und Römer sind unserer Aufmerksamkeit, Bewunderung und Nachahmung würdig.

---

1) mit, Instr. ohne Pr. 2) über, на mit dem Acc. 3) mit, Instr. ohne Pr. 4) mit, Instr. ohne Pr. 5) auf, Dativ ohne Pr. 6) für, Dativ ohne Pr. 7) für, Dativ ohne Pr.

3.

Der Tisch, den mein Bruder gekauft hat, ist sehr hübsch; er ist weit größer, als der Ihrige und hat mehrere Schubladen. Betrachtet diese Nachtigall! Wie ist sie niedlich! Sie hat auch eine schöne Stimme. Das ist der Knabe, der mir so gefallen hat; er ist fleißig, folgsam und bescheiden. Du bist ein sonderbares Mädchen, bald willst du spielen, bald willst du arbeiten; deine Eltern und wir, Lehrer, sind mit [8]) dir unzufrieden. Die Geographie oder Erdbeschreibung ist eine sehr nützliche Wissenschaft.

4.

Die Kanäle sind sehr vortheilhaft für [9]) den Handel. Die Spaziergänge, die unsere Schüler im Sommer mit [10]) ihrem Lehrer machen, sind sehr angenehm und gesund. Die kaiserlichen Palläste in [11]) St. Petersburg sind groß und schön. Frühling, Sommer, Herbst und Winter sind die vier Jahreszeiten. Die Samojeden im [12]) Norden Rußlands sind gute Jäger und Fischer. Die Lilien und Rosen sind wohlriechende Blumen. Riga, Reval, Mitau und Dorpat sind die größten Städte in den Ostseegouvernements. Elephanten, Löwen und Hunde sind sehr kluge Thiere.

5.

Ich war gestern im Theater, wo ich das Glück hatte, den Kaiser und die Kaiserin zu sehen, welche in ihrer Loge saßen. Du warst vorigen Monat viel fleißiger als jetzt; deshalb sind die Lehrer mit [13]) dir sehr unzufrieden; außerdem warst du früher viel aufmerksamer, nicht so zerstreut in [14]) der Stunde wie jetzt. Er war vorigen Sonntag auf [15]) den Eisbergen ohne [16]) die Erlaubniß seiner Eltern und Lehrer. Sie war heute Morgen bei [17]) ihrer Tante, die zwei Jahre in [18]) Moskau gelebt hat, und die sehr gut russisch spricht.

---

8) mit Instr. ohne Pr. 9) für, для mit dem Gen. 10) mit, съ mit dem Instr. 11) in, въ mit dem Praep. 12) im, на mit dem Praep. 13) mit, Instr. ohne Pr. 14) in, въ mit dem Praep. 15) auf, на mit dem Praep. 16) ohne, безъ mit dem Gen. 17) bei, у mit dem Gen. 18) in, въ mit dem Praep.

6.

Wir waren voriges Jahr im Auslande und besuchten die schönsten und größten Städte Europa's, wie: Paris, London, Wien, Berlin, Rom und andere. Ihr waret gestern Abend im [19]) Concerte, während wir zu Hause mit[20]) der Vorbereitung zu[21]) den heutigen Stunden beschäftigt waren. Sie waren sehr heiter auf [22]) dem Balle; sie hatten das Vergnügen gehabt mit[23]) den Töchtern des Herrn Ministers zu tanzen. Sie (weibl.) sprechen nicht gut russisch, obgleich sie fünf Jahre in [24]) Rußland waren. Es waren Zeiten, in denen Nowgorod vierhundert und Pskow zweihunderttausend Einwohner hatte.

7.

Peter der Große war beständig mit[25]) dem Glücke seiner Unterthanen beschäftigt. Johannes der Dritte war der Befreier Rußlands vom[26]) Joche der Mongolen. Sie erzählte mir, daß du vor Kurzem in[27]) Kiew warst, und daß du jetzt die Absicht hast eine Reise nach[28]) Archangel zu machen. Die Trägheit war und ist die Mutter aller Laster. Dimitri Donskoi war der erste Besieger der Tataren. Das Würfelspiel war das Lieblingsspiel der alten Deutschen.

8.

Die Egypter sagten, daß die Sonne und der Mond Götter wären. Glauben Sie, daß meine Lehrer mit[29]) mir unzufrieden waren, oder, daß sie Grund gehabt haben, etwas Schlechtes über[30]) meinen Fleiß oder über[31]) mein Betragen zu sagen? Nein, ich und mein Bruder, wir waren die fleißigsten und die besten Schüler in[32]) der ganzen Klasse. Die alten Slaven waren ein sehr gastfreundschaftliches Volk. Puschkin, Shukowsky und

---

19) in, въ mit dem Praep. 20) mit, Instr. ohne Pr. 21) zu, къ mit dem Dat. 22) auf, на mit dem Praep. 23) mit, съ mit dem Instr. 24) in, въ mit dem Praep. 25) mit, Instr. ohne Pr. 26) von, отъ mit dem Gen. 27) in, въ mit dem Praep. 28) nach, въ mit dem Acc. 29) mit, Instr. ohne Pr. 30) über, o mit dem Praep. 31) über, o mit dem Praep. 32) in, въ (во) mit dem Praep.

Lermontow waren die größten russischen Dichter. Die Griechen waren sehr ergeben den Künsten und Wissenschaften. Diese schönen Gärten waren die Lieblingsörter der Einwohner unserer Stadt.

9.

Ich werde das Vergnügen haben künftigen Sonnabend alle meine Freunde bei[33]) mir zu sehen, und ich werde sehr erfreut sein auch Sie unter[34]) der Zahl derselben zu haben. Mein Vater sagte öfters zu[35]) mir: „Wenn du, mein liebes Kind, in der Schule immer fleißig und arbeitsam und gegen[36]) deine Lehrer artig sein wirst, so wirst du später dein ganzes Leben glücklich und zufrieden sein". Er ist einer von den ausgezeichnetsten Zöglingen unseres Gymnasiums und wird gewiß noch lange Zeit die Zierde desselben sein.

10.

Wir werden den künftigen Sommer uns oft in[37]) der See baden; Ihr werdet aber nicht dieses Vergnügen haben, denn Ihr werdet die ganzen Sommerferien auf dem Lande mit euren Eltern sein. Eure Verwandten werden sehr erfreut sein, wenn sie hören werden, daß eure Lehrer mit[38]) Euch zufrieden sind und daß Ihr beide nach einem halben Jahre[39]) schon in[40]) die obere Klasse übergeführt sein werdet. Wenn sie einige Tage nach[41]) der Reihe für[42]) ihren Muthwillen und ihre Faulheit bestraft werden, so werden sie wahrscheinlich Lust haben fleißig und artig zu sein.

11.

Die Eisenbahn von[43]) St. Petersburg nach[44]) Warschau wird die größte Eisenbahn in[45]) Europa sein. Der Neffe des

---

33) bei, у mit dem Gen. 34) unter, въ mit dem Praep. 35) zu, Dat. ohne Pr. 36) gegen, къ mit dem Dativ. 37) in, въ mit dem Praep. 38) mit, Instr. ohne Pr. 39) nach einem halben Jahre, чрезъ полго́да. 40) in, въ mit dem Acc. 41) nach, по́слѣ mit dem Gen. 42) für, за mit dem Acc. 43) von, изъ mit dem Gen. 44) nach, въ mit dem Acc. 45) in, въ mit dem Praep.

Buchhändlers wird heute gewiß bei[46]) uns zu Gast sein. Der Graf mit[47]) seinem Jäger wird künftigen Dienstag auf[48]) der Jagd sein: er wird sehr erfreut sein, wenn er das Glück haben wird, einige Hasen, Füchse, Wölfe zu schießen. Mein Vetter sagte mir, daß du nächsten Mittwoch Nachmittag in[49]) der literärischen Gesellschaft sein wirst und deine Schwester im[50]) Theater. Wenn mein Bruder in[51]) St. Petersburg sein wird, so wird (er) eine schöne Gelegenheit haben russisch zu sprechen.

12.

Meine gewesenen Mitschüler, die einige Jahre in[52]) Nord-Amerika waren, werden diesen Winter in[53]) Riga sein und werden das Vergnügen haben ihre Eltern zu sehen; sie werden alle glücklich sein. Die Namen Peters des Ersten und Katharinens der Zweiten werden in[54]) der Erinnerung aller Russen immer unvergeßlich sein. Petersburg und Moskau werden immer die schönsten und größten Städte Rußlands sein. Suworow, Rumjanzew, Kutusow und Paskiewitsch werden immer berühmte russische Helden sein. Die verschiedenen Erfindungen werden immer den Wissenschaften einen großen Dienst leisten.

13.

Sei streng gegen[55]) deine eigenen Fehler, aber nachsichtig gegen[56]) die Fehler Anderer. Seid aufmerksam auf[57]) die Befehle eurer Vorgesetzten. Mein Lehrer sagte immer: „Sei artig und bescheiden gegen[58]) Jedermann, sei vernünftig und folgsam, offenherzig gegen[59]) deinen Freund". Jesus Christus lehrte: „Seid mitleidig und wohlthätig". Sei zufrieden mit[60]) deinem Geschicke. Seid stets fleißig, thätig und arbeitsam. Sei anspruchslos und zuvorkommend, so werden dich deine Lehrer und Mitschüler lieben.

---

46) bei, у mit dem Gen. 47) mit, съ mit dem Instr. 48) auf, на mit dem Praep. 49) in, въ mit dem Praep. 50) im, въ mit dem Praep. 51) in, въ mit dem Praep. 52) in, въ mit dem Praep. 53) in, въ mit dem Praep. 54) in, въ mit dem Praep. 55) gegen, къ mit dem Dat. 56) gegen, къ mit dem Dat. 57) auf, къ mit dem Dat. 58) gegen, къ (ко) mit dem Dat. 59) gegen, къ mit dem Dat. 60) mit, Instr. ohne Pr.

Uebungsaufgaben über das Zeitwort haben.

Das Zeitwort haben wird gewöhnlich durch das Verbum **быть** mit der Präposition **у**, bei, ausgedrückt, z. B., ich habe einen guten Vater, **у меня́ есть до́брый оте́цъ**; er hatte Bücher, **у него́ бы́ли кни́ги**; sie hat Geld, **у нея́ есть де́ньги**. Wohl zu bemerken, daß hier das Verbum bei einem im Plural allein vorkommenden Subjecte im Singular steht; doch findet dieses nur im Präsens statt. Mein Bruder wird bald Geld haben, **у моего́ бра́та бу́дутъ ско́ро де́ньги**.

Tritt aber eine Negation zum Zeitwort haben, so wird es durch **нѣтъ, не́ было, не́ бу́детъ** in derselben Construction und mit dem Genitiv des Subjectswort ausgedrückt, z. B., ich habe keine Bücher, **у меня́ нѣтъ книгъ**; ich werde kein Geld haben, **у меня́ не бу́детъ де́негъ**.

14.

Ich habe einen guten Vater und eine gute Mutter. Du hast weißes Papier, Stahlfedern, schwarze Tinte und schöne Schreibhefte. Er hat einen großen Garten, ein dreietagiges Haus und fruchtreiche Felder. Sie hat alte Freunde, liebenswürdige Freundinnen und herrliche Bilder. Wir haben immer Gelegenheit Gutes zu thun. Ihr habt gute Eltern, ausgezeichnete Lehrer und lehrreiche Bücher. Sie haben einen schönen Vogel und bunte Schmetterlinge. Sie (weibl.) haben in[61]) ihrem Gemüsegarten Blumen, Früchte, Gemüse und zu Hause Zwirn, Baumwolle, Seide, Wachs, Stecknadeln, Nähnadeln und Stricknadeln.

15.

Alle Menschen haben das Bedürfniß einen Gott anzubeten. Meine Schwestern haben gute Anlagen zur[62]) Erlernung der russischen Sprache. Die Söhne unseres Nachbars haben ausgezeichnete Anlagen und Verstand, aber sie haben wenig Aus-

61) in, **въ** mit dem Praep. 62) zur, **къ** mit dem Dat.

dauer. Unsere Schülerinnen haben gute Lehrer und lehrreiche Bücher; sie haben Gelegenheit sich Kenntnisse zu erwerben. Die Kinder des Grafen haben treue Bedienten, theuere Kleider, Wagen und Pferde. Die Töchter des Gärtners haben große Lust russisch zu lernen; sie verstehen schon sehr gut zu decliniren und zu conjugiren. So geht es in[63]) der Welt, einer hat das Geld, der andere den Beutel.

16.

Ich habe keine Bücher, keine Hefte, keine Federn heute zu Hause und darum kann ich nicht zur[64]) Schule gehen. Du hast dieses Jahr keine Aepfel, weil wir zu viel Regen und zu wenig warme Tage gehabt haben. Meine Schwester hat gar keine Lust heute spazieren zu gehen. Mein Vetter hat keine Zeit das Zeitwort auswendig zu lernen. Hast du gar keine Bücher zu Hause? Der Neffe meines Freundes hat keine Gelegenheit russisch zu sprechen. Dieser arme Knabe hat keine Mittel das Schulgeld zu bezahlen. Ihr habet kein Geld.

17.

Ich hatte vor[65]) drei Wochen fünf hübsche Bilder. Nicht wahr[66]), Du hast eine schöne Nachtigall gehabt, aber sie ist fortgeflogen? Ja leider! Sie hat vier Rubel gekostet. Er hat Zeit genug gehabt die schöne Kirche zu betrachten; sie hat große Portale, einen schönen hohen Thurm mit[67]) einem vergoldeten Kreuze und ein mit[68]) Kupfer belegtes Dach. Wir hatten Gelegenheit gehabt, das herzogliche Schloß in[69]) Mitau zu sehen, aber Ihr habet keine Zeit gehabt in[70]) der Stadt lange zu bleiben. Sie hatten viele Fehler in[71]) ihrer Uebersetzung aus[72]) dem Deutschen in's[73]) Russische.

---

63) in, въ mit dem Praep. 64) zur, въ mit dem Acc. 65) vor, за mit dem Acc. 66) nicht wahr, не правда ли. 67) mit, съ mit dem Instr. 68) mit, Instr. ohne Pr. 69) in, въ mit dem Pr. 70) in, въ mit dem Praep. 71) in, въ mit dem Praep. 72) aus, изъ mit dem Gen. 73) in, на mit dem Acc.

18.

Meine Bekannten hatten einen dichten Wald, fette Weideplätze, Schafe, Kühe, Esel und Schweine. Die Russen hatten anfänglich Großfürsten, dann Zaren und zuletzt Kaiser. Ich habe die Schmetterlinge gesehen, die Ihr hattet; sie waren wirklich sehr schön; sie hatten alle buntfarbige Flügel. Die Nichte meines Freundes hatte das Buch ihres Bruders in[74]) der Hand, als ich in[75]) das Zimmer trat. Sie hatte verständige Eltern, die sie liebten und die ihr eine gute Erziehung gaben. Unser Freund hatte einen alten, reichen Onkel und eine alte gutherzige Tante; beide waren sehr wohlthätig.

19.

Eure Bauern waren im[76]) vorigen Jahre so arm, daß sie kein Brod hatten. Ich konnte heute in[77]) der Stunde nicht zeichnen, weil ich keine Bleifeder und mein Zeichnerlehrer wieder keine Farben hatte. Unser Vormund hatte keine Pferde und deshalb mußten wir in[78]) die Schule immer zu Fuße kommen. Du hast in[79]) diesem Jahre keine Birnen und Pflaumen und ich keine Kirschen gehabt. Die Einwohner von Sachsen hatten nicht so viel Truppen im[80]) großen nordischen Kriege, als[81]) die Bewohner Schwedens. Mein Bruder war ein leidenschaftlicher Jäger, aber er hatte keine gute Flinte Ich hatte gestern Abend kein Licht und darum konnte ich nicht lesen.

20.

Ich werde übermorgen geographische und historische Landkarten haben. Du wirst am[82]) Neujahrstage Gesellschaft haben. Er wird in[83]) diesem Jahre Roggen, Weizen, Gerste, und Hafer, aber wenig Heu haben. Wir werden zu[84]) Weihnachten neue Tische, Stühle, Bücherbretter, Spiegel, Schränke,

---

74) in, въ mit dem Praep. 75) in, въ mit dem Acc. 76) im, въ mit dem Praep. 77) in, въ mit dem Praep. 78) in. въ mit dem Acc. 79) in, въ mit dem Praep. 80) im, въ mit dem Praep. 81) als, сколько. 82) am, въ mit dem Acc. 83) in, въ mit dem Praep. 84) zu, къ mit dem Dat.

Kommoden, Sophas, Schreibpulte und Ihr zu[85]) Ostern Scheeren, Handschuhe, Strümpfe, Röcke, Westen und Mützen, auch Tintenfäßer und Sandbüchsen haben. Sie werden auf dem Lande wjatkasche und arabische Pferde, cholmogorische Kühe, ukrainsche Ochsen, Merinoschafe und andere Hausthiere haben.

21.

Sobald ich Zeit haben werde, werde ich an[86]) meine liebe Mutter einen Gratulationsbrief schreiben. Fürst S. wird ein neues Sommerhöfchen haben. Paul und Peter werden verschiedene Tauben haben. Meine Brüder werden schwarze, rothe und blaue Tinte, Siegellack, Oblaten, Lineale, Rechentafeln und Rechenstifte, aber meine Schwestern, Perlen, Hüte, Garn, Wolle, Schnupftücher, neue Kleider und Schuhe haben. Ich glaube nicht, daß mein jüngster Bruder Kuchen und Chocolade haben wird. Der Amtmann sagte meinem Bruder, daß er morgen ein schönes Wetter zur[87]) Reise haben wird.

22.

Ich werde nicht so viel Geduld haben, mit[88]) dir sechs Stunden zusammenzusitzen und zu arbeiten. Du denkst nicht, daß wir keine Absicht haben werden unser Wort zu halten und zu[89]) Euch kommen. Wir bleiben heute Abend ohne[90]) Thee, denn wir werden keine Theemaschine und kein heißes Wasser haben. Mein Freund bedauert sehr, daß er am[91]) Donnerstage keine Zeit haben wird, auf[92]) drei Stunden zu[93]) Ihnen zu kommen. Sie versichert, daß ihr Bruder die Absicht haben wird in's[94]) Concert zu gehen. Warten (Sie) bis ich Gelegenheit haben werde, mit[95]) ihm darüber zu sprechen. Sagen Sie ihm, daß wenn wir morgen Bücher haben werden, wir sie ihm gewiß schicken werden.

---

85) zu, къ mit dem Dat. 86) an, Dat. ohne Pr. 87) zur, къ mit dem Dat. 88) mit, съ mit dem Instr. 89) zu, къ mit dem Dat. 90) ohne, безъ mit dem Gen. 91) am, въ mit dem Acc. 92) auf, на mit dem Acc. 93) zu, къ mit dem Dat. 94) in, въ mit dem Acc. 95) mit, съ mit dem Instr.

Uebungsaufgaben über die regelmäßigen Zeitwörter (§ 133).

23.

Ich mache aus[96]) Gyps verschiedene Statüen. Du plauderst fast immer in[97]) der Stunde. Er pflanzt in[98]) dem Garten, Nelken, Levkojen und andere Blumen. Wir liebkosen die artigen und bescheidenen Kinder. Die Buchdrucker drucken Bücher. Ihr setzet in Furcht den armen Bettler. Die Enten schlucken immer ihre Nahrung. Mein alter Oheim schnupfte stark Taback. Im Sommer tagt es sehr früh. Der Wolf zerriß das arme Schäflein. Künftig werde ich dich immer warm einhüllen. Essen Sie diese Pastete.

24.

Der Schneider prahlt mit seiner Arbeit. Der Schuhmacher ist so schwach auf[99]) den Füßen, daß (er) kaum stehen kann, sondern immer wankt und deshalb arbeitet (er) nicht gut. Ich vertraue auf[100]) Gott und Seinen allmächtigen Willen. Er begrüßte seinen alten Freund, wie der in[101]) seinem Garten junge Bäume pflanzte. Der Lehrer erklärte uns zwei Stunden den Zug des Olegs nach[102]) Konstantinopel. Die Tauben meines älteren Bruders girrten heute den ganzen Morgen auf[103]) dem Dache. Euer gewesener Mitschüler wird in[104]) der Bude mit[105]) Kolonialwaaren handeln. Die Mütterchen verziehen oft ihre Kinder. Die Reisenden überwintern im[106]) Jahre 1854, in Moskau.

25.

Der Schmied schmiedet aus[107]) dem Eisen verschiedene Sachen. Die Wissenschaften bilden den Verstand und das Herz.

---

96) aus, изъ mit dem Gen. 97) in, въ mit dem Praep. 98) in, въ mit dem Praep. 99) auf, на mit dem Praep. 100) auf, на mit dem Acc. 101) in, въ mit dem Praep. 102) nach, въ mit dem Acc. 103) auf, на mit dem Praep. 104) in, въ mit dem Praep. 105) mit, Instr. ohne Pr. 106) in, въ mit dem Praep. 107) aus, изъ mit dem Gen.

Du erfreust nie deine guten Eltern. Ich werde sehr fleißig die Landschaften zeichnen. Der General küßte die Hand des Kaisers. Der Verbrecher wird die ganze Schuld seines schrecklichen Verfahrens fühlen. Ihr verlangt von [108]) mir Unmögliches. Die Perser führten lange Krieg mit [109]) den Griechen. Die Waisenkinder sind bekümmert um [110]) ihre gestorbenen Eltern. Die Soldaten werden auf [111]) ihrem Zuge in's Ausland alle drei Tage rasten. Begieb dich nicht ohne Noth in [112]) Gefahr.

26.

Die Kirgisen nomadisieren bald diesseit des Urals bald jenseit. Mein bekannter Landmesser wird bald deine Felder messen. Uebernächtigen Sie heute bei [113]) uns! Wie werden Sie so spät nach Hause gehen; Equipage kann ich Ihnen auch nicht geben; weil ich keine habe. Meine Schwester tuschirte sehr gut ihre Zeichnungen. Ich habe mich so stark erkältet, daß ich zwei Wochen nach der Reihe huste. Die bescheidenen Schüler grüßen immer ihre Lehrer. Nicolai Iwanowitsch spielt mit [114]) einer großen Fertigkeit die Violine und das Clavier. Puschkins Gedichte habe ich gegen [115]) Gogols Werke getauscht. Mein College Sch. schießt sehr gut und darum geht er oft auf [116]) die Jagd.

27.

Mein Freund ist sehr zerstreut und darum verliert er sehr oft seine Taschentücher. Wirf nicht so die Feder. Euer Vetter macht den Stutzer, er trägt stets einen kurzen Rock, lange stehende Beffchen und gelbe Glace-Handschuhe. Ermüde nicht deinen Bruder mit [117]) so langen Uebersetzungen. Ich lindre meinen Durst beim Spaziergange mit [118]) einem Glase Milch. Die Schaafe blöcken. Die Abendwinde wehen sehr sanft. Die Hunde bellten die ganze Nacht hindurch, und am [119]) andern

108) von, отъ mit dem Gen. 109) mit, съ mit dem Instr. 110) um, по mit dem Praep. 111) auf, на mit dem Praep. 112) in, въ mit dem Acc. 113) bei, у mit dem Gen. 114) mit, съ mit dem Instr. 115) gegen, на mit dem Acc. 116) auf, на mit dem Acc. 117) mit, Instr. ohne Pr. 118) mit, Instr. ohne Pr. 119) am, на mit dem Acc.

Morgen erfuhren wir, daß bei [120]) uns auf [121]) dem Hofe ein Dieb gewesen war. Die gute, schwache Mutter verzärtelt ihre Kinder.

28.

Ich lache immer, wenn dieser erbärmliche Schauspieler sich anstrengt gut zu singen. Im Frühjahr schmilzt der Schnee bald. Der Graf besitzt ein schönes Gut unweit Riga. Als das Diner dem Kommandanten zur [122]) Ehre im [123]) Rathhause gegeben wurde, stand eine Menge Menschen auf [124]) dem Markte umher. Die Muhamedaner beten täglich fünf Mal und fasten zur [125]) bestimmten Zeit. Wir bedauerten sehr den Quartaner, als er beim Spielen seinen Arm brach [126]). Sie haben gute Fähigkeiten, aber sie sind faul und lernen nichts. Die Lehrer tragen Sorge für [127]) ihre Schüler.

29.

Mein Bruder versteht englisch und ich dagegen italienisch. Die Professore loben die fleißigen Studenten. „Schelte mich nicht, Mütterchen", sagte das kleine Mädchen zu [128]) ihrer Mutter, „ich werde gut russisch schreiben". Die Holländer bleichen sehr gut Leinewand. Unser Koch kocht gute Speisen. Belustige dich nur dann, wenn du freie Zeit hast. Der besonnene Mensch beschuldigt nicht einen Andern auf [129]) bloßen Verdacht hin. Meine Mutter spricht fast alle neueren Sprachen. Unsere wolthätige Kaiserin schenkt oft große Summen für [130]) die Armen. Napoleon zögerte aus [131]) Moskau herauszukommen, er erwartete den Frieden mit [132]) Rußland.

30.

Iwan Petrowitsch und Karl Iwanowitsch sind sehr gute Leute, sie theilen mit [133]) mir alles auf die Hälfte. Die Köchin bratete heute zu [134]) Mittag Rebhühner und Haselhühner. Ein

120) bei, у mit dem Gen. 121) auf, на mit dem Praep. 122) zur, въ mit dem Acc. 123) im, въ mit dem Praep. 124) auf, на mit dem Praep. 125) zur, въ mit dem Acc. 126) seinen Arm brach, сломи́лъ себѣ ру́ку. 127) für, о mit dem Praep. 128) zu, Dat. ohne Praep. 129) auf, по mit dem Dat. 130) für, на mit dem Acc. 131) aus, изъ mit dem Gen. 132) mit, съ mit dem Instr. 133) mit, съ mit dem Instr. 134) zu, къ mit dem Dat.

Herr sagte zu [135]) seinem Diener: „Iwan, wecke mich Morgen um [136]) sechs Uhr, ich muß sehr früh ausgehen". — „Gut", antwortete der Diener, „läuten Sie nur etwas vorher." Meine Mitschülerin hat die Feder und Papier zu Hause vergessen und dafür hat die Lehrerin ihr einen Verweis gegeben. Die Bewohner des heißen Amerikas rauchen den Taback gegen [137]) die lästigen Insecten.

31.

Bete zu [138]) Gott, daß Er dir mehr Kraft und Verstand gebe zur eifrigeren Beschäftigung mit [139]) den Wissenschaften und Sprachen. Die Betrachtung der Natur lehrt die Weisheit Gottes erkennen. Der Obrist kommandirte dem Soldaten: Schieße! In [140]) Nord-Amerika befinden sich viele Deutsche. Es ist nicht gut, wenn die Kinder mit einander [141]) streiten. Unser Diener versteht gar nicht die Zimmer zu fegen, er macht zu viel Staub. Ein Bauer fiel in's [142]) Wasser und versprach dem, der ihm ausziehen würde, ein Beil, und als man ihn herauszog, so that es ihm Leid, sogar den Stiel vom Beile zu geben. Man thert die Böte, Schiffe, Dampfschiffe, damit das Wasser in [143]) sie nicht eindringe.

32.

Das Fleisch salzt man mit [144]) Salz und Salpeter. Lobe dich nicht vor [145]) den andern. Meine Schwester hat mir die seidenen Schnupftücher besäumt. Die Bäuerinnen jäten den Gemüsegarten. Der Schneider wird meinen Rock trennen, weil er für [146]) mich zu eng ist. Der russische Soldat hat in [147]) der Schlacht zwei Türken mit seinem Bajonete durchstochen. Auf [148]) den Zollhäusern stempelt man ausländische Waare. Die Landleute des Fürsten pflügen das Feld. Befiehl ihm zu [149]) mir zu kommen und die neuen Bücher zu bringen.

---

135) zu, Dat ohne Pr. 136) um, въ mit dem Acc. 137) gegen, прóтивъ mit dem Gen. 138) zu, Dat. ohne Pr. 139) mit, Instr. ohne Pr. 140) in, въ mit dem Praep. 141) mit einander, другъ съ дрýгомъ. 142) in, въ mit dem Acc. 143) in, въ mit dem Acc. 144) mit, Instr. ohne Pr. 145) vor, пéредъ mit dem Instr. 146) für, для mit dem Acc. 147) in, въ mit dem Praep. 148) auf, на mit dem Praep. 149) zu, къ mit dem Dat.

33.

Im[150]) vorigen Jahre war in unserer Stadt ein großer Feuerschaden, es brannten auf ein Mal fünf große Häuser ab. Als wir fuhren, tönte die Glocke unter[151]) dem Krummholze. Peter der Große stand am[152]) Ufer der Newa und sah lange diesen großen Fluß an; hier wollte der große Kaiser eine Stadt bauen, welche ein Fenster[153]) nach[154]) Europa sein sollte. Der Holzhacker wird im[155]) Walde Holz hauen. Erzürne niemals deine Lehrer, du weißt recht gut, was sie für[156]) dich thun. Mache gleich zu[157]) Morgen alle deine Arbeiten fertig, wir werden heute in's[158]) Theater gehen und von dort zu[159]) unserer guten Tante zum[160]) Ball.

34.

Du schreibst immer schief, weil du nicht Linien ziehst. Dies kühne Unternehmen stürzte meinen guten Nachbarn in's[161]) Unglück. Es ist nicht gut, wenn die Theemaschine im[162]) Zimmer raucht. Ein starker Regen erquickt die vertrockneten Felder. Ich amüsirte mich, als ich beobachtete wie die Schwalben ihre Jungen fütterten. Verbiege nicht meinen hübschen Rohrstock. Die Katzen und Igel fangen Mäuse. Ein jeder Russe liebt mit[163]) ganzem Herzen sein liebes Vaterland, das haben die Russen in[164]) ihren Kriegen mit[165]) ihren Feinden bewiesen. Sowohl die russischen, als die ausländischen Geschichtschreiber preisen die Thaten Peters des Großen.

35.

Die Kanonen donnerten in[166]) der Schlacht bei[167]) Borodino entsetzlich. Das Wasser kocht im[168]) Kessel auf[169]) dem

---

150) im, въ mit dem Praep. 151) unter, подъ mit dem Instr. 152) am, на mit dem Praep. 153) Instr. 154) nach, въ mit dem Acc. 155) im, въ mit dem Praep. 156) für, для mit dem Gen. 157) zu Morgen, къ завтрашнему дню. 158) in, въ mit dem Acc. 159) zu, къ mit dem Dat. 160) zum, на mit dem Acc. 161) in, въ mit dem Acc. 162) im, въ mit dem Praep. 163) mit, Instr. ohne Pr. 164) in, въ mit dem Praep. 165) mit, съ mit dem Instr. 166) in, въ mit dem Praep. 167) bei, при mit dem Praep. 168) im, въ mit dem Praep. 169) auf, на mit dem Praep.

Herde. Unsere Klassenthüre knarrt, wenn man sie öffnet. Der arme Bettler hat lange den Hunger ertragen, bis ein mitleidiger Herr ihm etwas Geld schenkte. Von[170]) den Wänden der großen Höhle tröpfelt das Wasser herab. Napoleon bewegte die Reiche Europas. Mein älterer Bruder hinkt etwas auf[171]) dem rechten Fuß. Die ermüdeten Arbeiter schlummern oft bei[172]) ihrer Arbeit ein. Meine Cousine und deine Schwester haben sich befreundet, sie gehen auch zusammen in[173]) eine Schule und nehmen die Musikstunden von[174]) einem und demselben Lehrer.

36.

Der Kopf dreht sich bei solcher Arbeit in die Runde. Der Arzt hat lange unseren alten Oheim behandelt. Der Jäger erschrak vor[175]) dem großen Bären. Die Fische trocknet man in[176]) der Sonne und im[177]) warmen Oefen. Der Schmied hat meine Federmesser geschliffen. Wir Kinder löschten das Feuer aus, bevor die Eltern nach Hause kamen. Ich saß mit[178]) meinem Lehrer auf[179]) der Wiese unweit eines Waldes, und zu[180]) unseren Füßen murmelte so schön ein kleines Bächlein. Der Wanderer verirrte sich im[181]) Walde und schrie aus[182]) allen Kräften.

37.

Die Städte Petersburg und Reval liegen am[183]) Finnischen Meerbusen. Schweige und höre, was Andere sprechen. Die Kühe brüllen. Mein Lehrer sagte zu[184]) mir: „Wenn du zu[185]) mir in's[186]) Zimmer hereinkommen willst, so klopfe erst an[187]) die Thüre. An[188]) unserem Dom in[189]) Reval stehen

---

170) von, съ (со) mit dem Gen. 171) auf, на mit dem Praep. 172) bei, за mit dem Instr. 173) in, въ mit dem Acc. 174) von, у mit dem Gen. 175) vor, Gen. ohne Pr. 176) in, на mit dem Praep. 177) in, въ mit dem Praep. 178) mit, съ mitdem Instr. 179) auf, на mit dem Praep. 180) zu, у mit dem Gen. 181) im, въ mit dem Praep. 182) aus, изъ (изо) mit dem Gen. 183) am, при mit dem Praep. 184) zu, Dat. ohne Pr. 185) zu, къ (ко) mit dem Dat. 186) in, въ mit dem Acc. 187) an, у mit dem Gen. 188) an, на mit dem Praep. 189) in, въ mit dem Praep.

die Felsen hervor. Der Pergel knisterte in[190]) der Hütte des Köhlers, als wir hereinkamen. Du bist über[191]) den Tod deines Vaters betrübt. Ihr irret ohne[192]) Nutzen umher. Wecke mich nicht so früh, vor[193]) acht Uhr will ich nicht aufstehen; denn ich sitze immer sehr lange am Abend auf. Viel zu sitzen schadet der Gesundheit. Die Wäscherin plättet die Wäsche.

38.

Ich gehe oft zu[194]) meinen Bekannten und reite auf's Land. Ein kleiner Knabe führte am[195]) Arm den alten, blinden Bettler. Die Fischer angeln in[196]) unserem See große Barse, Hechte und andere Fische. Nikolai Iwanowitsch zürnt, wenn du ihn selten besuchst. Schone deine Kleider, deine Eltern sind arm, sie können dir nicht jedes Jahr einen neuen Rock kaufen. Ich sehe recht gut aus[197]) meinem Fenster, wie das Eis auf[198]) dem Meere und wie die Kriegsschiffe im[199]) Hafen sich bewegen. Blicke einmal auf[200]) die Menge Volkes, die am[201]) Ufer steht und die Ankunft des Dampfschiffes aus[202]) Petersburg erwartet. Sitze nicht zu Hause bei[203]) diesem schönen Wetter, gehe nach[204]) Katharinenthal spazieren.

39.

Der Förster drohete seinem Sohne. Die englischen, französischen, holländischen, deutschen und amerikanischen Matrosen beladen die im[205]) Rigaschen Hafen liegenden Schiffe mit[206]) Flachs, Leinsaat, Roggen und anderem Getreide. Alle Waaren führt man von[207]) Petersburg nach[208]) Moskau mit[209]) dem Wagen. Der kleine Alexander klettert sehr geschickt auf[210]) den Bäumen. Heute Morgen fror es draußen sehr stark. Die Thiere heilen dadurch ihre Wunden, daß sie dieselben lecken. Die Bauern

---

190) in, въ mit dem Praep. 191) über, о mit dem Praep. 192) ohne, безъ mit dem Gen. 193) von, до mit dem Gen. 194) zu, къ mit dem Dat. 195) am, за mit dem Acc. 196) in, въ mit dem Praep. 197) aus, изъ mit dem Gen. 198) auf, на mit dem Praep. 199) im, въ mit dem Praep. 200) auf, на mit dem Acc. 201) am, на mit dem Praep. 202) aus, изъ mit dem Gen. 203) bei, въ mit dem Acc. 204) nach, въ mit dem Acc. 205) im, въ mit dem Praep. 206) mit, Instr. ohne Pr 107) von, изъ mit dem Gen. 208) nach, въ mit dem Acc. 209) mit, на mit dem Praep. Pl. 210) auf, по mit dem Dat.

schmieren die Achsen ihrer Wagen mit[211]) Ther, die Reichen aber lassen ihre Equipagen mit[212]) Fett schmieren. Ich schnitt mir gestern beim[213]) Tische aus[214]) Unvorsichtigkeit den Finger mit[215]) dem Messer.

40.

Die Amerikaner dreschen das Getreide oft mit[216]) Maschinen. Schraube meine Flinte nicht so fest, es kann die Feder springen. Mein kleiner Bruder rollt die große Kanonenkugel auf[217]) der Diele. Wenn du dich in[218]) der See badest, so trübe nicht das Wasser. Der Sohn des Gutsbesitzers hatte aus[219]) Pappe ein hübsches Häuschen gemacht und sein älterer Vetter verdarb ihm dasselbe. Wir fuhren in[220]) einem dichten Walde und sahen plötzlich einen großen grauen Wolf, dessen Augen leuchteten wie zwei brennende Lichte.

41.

Schicke deinen Diener zurück; er hat die Bücher und die Noten mitzunehmen vergessen. Der Goldarbeiter vergoldete meine Taschenuhr. Du wirst nicht dein Taschengeld unnütz verschwenden, welches dir dein guter Papa jede Woche geben wird. Nicolai Iwanowitsch ist ein großer Schwätzer; er scherzt immer mit[221]) uns. Die Kraniche, Schwalben, Enten, wilde Gänse und mehrere andere Vögel fliehen im[222]) September-Monat nach[223]) dem Süden; dort ist es warm, hier aber bei[224]) uns können sie die strenge Kälte nicht ertragen. Ich will dir einen guten Rath geben, wie du deine Uebersetzungen machen sollst.

42.

Du bist mit[225]) deiner Lage unzufrieden und murrst über[226]) dein Schicksal. Tritt diese schöne Zeichnung nicht mit

---

211) mit, Instr. ohne Pr. 212) mit, Instr. ohne Pr. 213) bei, за mit dem Instr. 214) aus, изъ mit dem Gen. 215) mit, Instr. ohne Pr. 216) mit, Instr. ohne Pr. 217) auf, по mit dem Dat. 218) in, въ mit dem Praep. 219) aus, изъ mit dem Gen. 220) in, въ mit dem Praep. 221) mit, съ mit dem Instr. 222) im, въ mit dem Praep. 223) nach, на mit dem Acc. 224) bei, у mit dem Gen. 225) mit, Instr. ohne Pr. 226) über, на mit dem Acc.

Füßen. Mein Oheim gab sich Mühe mir Balladen des Shukowsky zu verschaffen, aber vergebens. Viele lachen über[227]) körperliche Fehler Anderer. Meine gute Tante ist sehr alt, aber sie hat ein so gutes Gehör, daß wenn ich Jemandem in's[228]) Ohr flüstere, so hört sie alles deutlich. Die Wassernixen kitzelten, nach[229]) der Sage der alten Slawen, die Menschen bis zum[230]) Tode. Du riefst mich; aber ich war schon fortgegangen.

43.

Springe nicht so hoch, du kannst leicht das Bein brechen. Die Spanier reizen und machen rasend in[231]) den Stiergefechten die zum[232]) Kampfe bestimmten Thiere und tödten dieselben darauf. Lösche das Licht aus und klettere auf[233]) den Ofen hin, heißt ein russisches Sprichwort, das sagen will, daß die Arbeit soll beendigt werden. Die Färber färben verschiedene Tücher und Zeuge. Die Gymnasiasten tragen einen grünen Rock mit[234]) rothem Kragen und blanken Knöpfen. Die Bauern in[235]) Rußland ernten den Roggen und andere Getreide mit[236]) Sicheln, hier aber in[237]) den Ostsee-Gouvernements mähen sie schon mit[238]) der Sense. Rausche, rausche mit[239]) deinen Wellen Rhone und benetze die Felder!

44.

Ich schreibe mit[240]) Stahlfedern und du mit[241]) Posen. Du bist ein faules Mädchen, selbst kämmst du dich nie, sondern das Dienstmädchen muß dich jedes Mal kämmen. Die Tagelöhner behauen bei[242]) uns auf[243]) dem Hofe dicke Stämme. Sei nicht betrübt über[244]) deine gute Mutter; sie wird gewiß bald aus dem Auslande kommen und dir ein schönes

---

227) über, подъ mit dem Instr. 228) in, на mit dem Acc. 229) nach, по mit dem Dat. 230) bis zum, до mit dem Gen. 231) in, въ mit dem Praep. 232) zum, къ mit dem Dat. 233) auf, на mit dem Acc. 234) mit, съ mit dem Instr. 235) in, въ mit dem Praep. 236) mit, Instr. ohne Pr. 237) in, въ mit dem Praep. 238) mit, Instr. ohne Pr. 239) mit, Instr. ohne Pr. 240) mit, Instr ohne Pr. 241) mit, Instr. ohne Pr. 242) bei, у mit dem Gen. 243) auf, на mit dem Praep. 244) über, по mit dem Praep.

Geschenk bringen. Diesen ganzen Sommer werde ich bei[245]) meiner alten Tante auf dem Lande zu Gast sein. Unter dem Großfürsten Wladimir dem Heiligen tauften griechische Priester das Russische Volk im[246]) Jahre 988.

45.

Die Soldaten pflastern jetzt in[247]) unserer Stadt zwei Straßen. Der strenge Vater hat seinem Sohne die Unartigkeiten verziehen. Laß ihn los, du siehst, wie er weint. Am[248]) heiligen Drei-Königstage kam ich nach Hause zurück. Der Kranke sättigt sich zuweilen mit[249]) einem Teller Suppe. Die Diebe raubten dem armen Fürsten sein ganzes Vermögen. Dein jüngerer Bruder plätschert im[250]) Wasser, wenn er sich badet. Sprütze das Wasser nicht in's[251]) Gesicht. Jeden Morgen spüle ich meinen Mund mit[252]) kaltem Wasser aus. Verläumde nie die unschuldigen Menschen; es ist eine große Sünde. Man muß nicht murren über[253]) das Schicksal.

46.

Der Thau glänzt auf[254]) dem Grase. Die Pferde ziehen große mit[255]) Holz beladene Fudern. Mein schönes Blumenbouquet verwelkte gestern Abend. Ich habe in[256]) meinem Zimmer immer kalt. Die Rosen dufteten sehr angenehm. Die Hunde nagen die Knochen, welche der Koch aus[257]) der Küche hingeworfen hat. Bittere Thränen fließen ihm aus[258]) den Augen. Der Tischler hobelt große eichene Bretter. Er ist so krank, daß er die ganze vorige Nacht schrecklich gestöhnt hat. Er leidet an[259]) einer schweren Krankheit.

---

245) bei, у mit dem Gen. 246) im, въ mit dem Praep. 247) in, въ mit dem Praep. 248) am, въ mit dem Acc. 249) mit, Instr. ohne Pr. 250) im, въ mit dem Praep. 251) in, въ mit dem Acc. 252) mit, Instr. ohne Pr. 253) über, на mit dem Acc. 254) auf, на mit dem Praep. 255) mit, Instr. ohne Pr. 256) in, въ mit dem Praep. 257) aus, изъ mit dem Gen. 258) aus, изъ mit dem Gen. 259) an, Instr. ohne Pr.

Uebungsaufgaben über die unregelmäßigen Zeitwörter. (§ 140).

47.

Ich waſche mich nur mit[260]) Cocosſeife. Die Wölfe heulen im Winter im[261]) Walde. Die Soldaten des Regiments gruben einen tiefen Brunnen aus. Bedecke deinen kleinen Bruder mit[262]) einer Decke, ſonſt kann er ſich erkälten. Bei[263]) Tiſche trinke ich kein anderes Getränk, als[264]) reines Waſſer. Meine Couſine hat mir ein ſchönes Buchzeichen ausgenäht. Peter vergoß Tinte auf[265]) die Diele. Du ſchlägſt grauſam deinen Vorſteherhund. Das Brennholz fault in[266]) der Erde. Die Winde blaſen auf[267]) dem Meere ſehr ſtark. Ihr bieget euren Spazierſtock. Ich verſtehe mich nicht zu raſieren, der Barbier raſieret mich immer.

48.

Die Nachtigallen und Lerchen ſingen ſehr angenehm. Nimm nicht von[268]) ihm die Feder. Als er fortging, drückte er mir die Hand. Ich habe einen ſo geſunden Schlaf, daß ich alle Tage acht und zuweilen neun Stunden ſchlafe. Der Hirt trieb ſeine Heerde auf's[269]) Feld. Ich werde eine Reiſebeſchreibung leſen und auf[270]) dich warten, bis du nach Hauſe kommen wirſt. Die wilden Völker freſſen Menſchenfleiſch. Die Pferde wiehern. Lüge nie vor[271]) Gott und Menſchen. Die Weber weben Leinwand. Wir fuhren in[272]) einem Schlitten außerhalb[273]) der Stadt.

49.

Gieb dieſem armen Bettler ein Almoſen. Des Morgens trinke ich Thee und eſſe dabei gar nichts. Er fing ſchon an,

260) mit, Instr ohne Pr. 261) im, въ mit dem Praep. 262) im, въ mit dem Praep. 263) bei, за mit dem Instr. 264) als, какъ тóлько. 265) auf, на mit dem Acc. 266) in, въ mit dem Praep. 267) auf, на mit dem Praep. 268) von, у mit dem Gen. 269) auf, на mit dem Acc. 270) auf, Gen. ohne Pr. 271) vor, предъ mit dem Instr. 272) in, въ mit dem Praep. 273) außerhalb, за mit dem Acc.

seine schwere Tagesarbeit. Ich setzte mich neben [274]) meinen alten Freund. Er hat sich erkältet und legte sich zu [275]) Bette. Wir wohnen nicht in [276]) der Stadt, sondern in [277]) der Vorstadt; die Luft ist hier viel reiner. Ehre deinen Vater und deine Mutter, sagt das heilige Gebot Gottes. Die Hirten hüten auf [278]) der Weide die Heerde. Man scheert die Schaafe mehrere Male im [279]) Jahre.

50.

Dieser Bösewicht hat mehrere Häuser angezündet. Spann zwei Rappen vor [280]) meinem Schlitten, ich will auf [281]) eine kurze Zeit ausfahren. Sie können dir nicht nachfolgen; denn du läufst, und gehst nicht. Die armen Thiere schleppen kaum den schweren Wagen. Unten am [282]) Fuße des Berges fließt ein kleines Bächlein. Die Bäcker in [283]) unserer Stadt backen schlechtes Brod. Ein kleiner Knabe führte den blinden Belisar. Schäme dich; ich gehe jetzt zur [284]) Kirche und du bleibst zu Hause. Lege nicht deine Hefte auf [285]) die Kommode, du hast dazu einen Schreibtisch. Ein Mensch, welcher stiehlt, heißt ein Dieb.

51.

Die russischen Bäuerinnen spinnen und weben den ganzen Winter. Der arme Tagelöhner fiel vom [286]) Dache. Die Butterblumen blühen im Frühjahr. Gewöhnlich fegen die Arrestanten die Straßen. Ein Bauermädchen flocht einen hübschen Kranz aus Blumen. In [287]) unserem Garten wachsen verschiedene Blumen. Durch [288]) seine Werke hat der Verfasser sich ein großes Vermögen erworben. Für [289]) den nachlässigen Dienst zieht man den Beamten von [290]) der Gage ab. Die Ehsten führen im Frühling den Schnee aus [291]) der Stadt Reval weg. Ein großer Regenwurm kriecht auf [292]) dem grünen Grase.

---

274) neben, подлѣ mit dem Gen. 275) zu, въ mit dem Acc. 276) in, въ mit dem Praep. 277) in, въ mit dem Praep. 278) auf, на mit dem Praep. 279) im, въ mit dem Praep. 280) vor, въ mit dem Acc. 281) auf, на mit dem Acc. 282) am, у mit dem Gen. 283) in, въ mit dem Pr. 284) zur, въ mit dem Acc. 285) auf, на mit dem Acc. 286) vom, съ mit dem Gen. 287) in, въ mit dem Praep. 288) durch, Instr. ohne Pr. 289) für, за mit dem Acc. 290) von, изъ mit dem Gen. 291) aus, изъ mit dem Gen. 292) auf, по mit dem Dat.

52.

Die Eichhörnchen nagen gerne Nüsse. Bringe zu[293]) meinem Bekannten die rothe und blaue Tinte hin; er will heute Abend die Aufsätze und Uebersetzungen korrigiren. Die Normannen liebten die Gefahren des Meeres. Die Slawen pflegten lange bei[294]) Tische zu sitzen und zu schmausen. Als wir im[295]) Boote auf[296]) dem Flusse fuhren, ruderten die Bauern sehr geschickt. Der Hausknecht schaufelt den Schnee vom[297]) Dache. Die Russen haben den christlichen Glauben von[298]) den Byzantinern oder Griechen angenommen. Er gab mir ein hübsches Buch mit[299]) Bildern und später nahm er es mir[300]) weg. Es ist schädlich große Lasten aufzuheben.

53.

Er wollte sich Lermontows Werke kaufen, und da er wenig Geld hatte, so lieh er etwas von[301]) deinem Vetter. Beruhige das Kind, es weint so bitterlich um[302]) seine Mutter. Zwischen[303]) Nordamerikanern und Engländern besteht ein lebhafter Handel; die Engländer nehmen von[304]) den Amerikanern Baumwolle, Taback, Getreide und andere Producte und die Amerikaner dagegen von[305]) den Engländern Manufakturen. Du wirst blaß, lieber Freund; du bist krank, geh nach Hause und lege dich in's[306]) Bett. Wohin gehen Sie des Sonntags spazieren? Wohin trägt ihr die Bücher. Die schöne Natur stirbt ab, die gelben Blätter fallen von[307]) den Bäumen und ein trüber Herbstnebel bedeckt die verödeten Gefilde.

---

293) zu, къ mit dem Dat. 294) bei, за mit dem Instr. 295) im, на mit dem Praep. 296) auf, по mit dem Dat. 297) vom, съ mit dem Gen. 298) von, отъ mit dem Gen. 299) mit, съ mit dem Instr. 300) mir, у меня. 301) von, у mit dem Gen. 302) um, по mit dem Praep. 303) zwischen, между mit dem Instr. 304) von, у mit dem Gen. 305) von, у mit dem Gen. 306) in, въ mit dem Acc. 307) von, съ mit dem Gen.

Uebungsaufgaben über Comparativa, (§§. 88, 89, 90, 91, 92).

54.

Die Städte Reval und Riga sind größer, als Dorpat und Mitau. Es ist viel angenehmer im Sommer auf dem Lande zu leben, als in[308]) der Stadt. Der Olaithurm in[309]) Reval ist etwas niedriger, (10 Fuß) als der Thurm der Petrikirche in[310]) Riga. Mein Bruder ist fleißiger, als deine Schwester. Iwan wohnt näher bei[311]) Peter, als bei[312]) Alexander. Je frischer die Blumen sind, desto wohlriechender sind sie. Ein Lehrer examinirte seinen Schüler in[113]) der Physik und fragte, welchen Einfluß haben Wärme und Kälte auf[314]) die Gegenstände. Der Schüler antwortete, die Kälte zieht zusammen und die Wärme dehnt aus.

55.

Der Diamant ist härter, als die übrigen Edelsteine, härter sogar, als der Stahl und das Eisen. Der Colibri ist kleiner, aber schöner als die übrigen Vögel. Dein Bruder spricht ziemlich schlecht russisch, obgleich er zwei Jahre in[315]) Petersburg gewesen ist; aber du sprichst noch schlechter. Die Krankheiten der Seele sind gefährlicher; als die des Körpers. Bringen Sie mir bessern Wein; dieser ist noch schlechter, als der erste. Dein Vetter hat immer weniger Geld als du, obgleich er mehr Geschenke bekommt, als du. Der Löwe ist stolzer, muthiger und edelmüthiger als alle andere vierfüßigen Thiere.

Uebungsaufgaben über Superlativa, (§§ 94, 95).

56.

Unter[316]) allen Landthieren ist der Elephant das größte und verständigste; auch trägt er die schwersten Lasten und ist

---

308) in, въ mit dem Praep. 309) in, въ mit dem Praep. 310) in, въ mit dem Praep. 311) bei, къ mit dem Dat. 312) bei, къ mit dem Dat. 313) in, въ mit dem Acc. 314) auf, на mit dem Acc. 315) in, въ mit dem Praep. 316) unter, мéжду mit dem Instr.

äußerst gelehrig. Ich werde diese Bücher den fleißigsten Schüler und diese Federn den fleißigsten Schülerinnen schenken. Der Strauß ist der größte und vielleicht zugleich der häßlichste von [317] allen Vögeln; er bewohnt die höchsten Berge und Felsen in [318] Südamerika. Der Brodbaum ist das kostbarste Geschenk der Natur für die Bewohner der heißen Zone, denn sie machen aus [319] der Frucht dieses Baumes Brod, welches besser und wohlschmeckender ist, als unser Weizenbrod. Deine russische Grammatik ist die beste von [320] allen.

57.

Der Thurm der Petrikirche in [321] Riga ist der höchste in [322] Rußland. Der Montblanc ist der höchste Berg in [323] Europa. Er ist mit [324] einem Worte der aufmerksamste und der beste Schüler in [325] der ganzen Klasse. Der Zaunkönig ist der kleinste Vogel, den wir in Europa haben. Er erzählte mir, daß du deinen schönsten Ring verloren hast. Ich hatte das schärfste Messer. Riga ist die größte Stadt in [326] den Ostseegouvernements und K... die schlechteste nach [327] meiner Meinung. Diese letzte Stadt hat die schmutzigsten Straßen, die niedrigsten Häuser und die ärmsten Einwohner, die ich je gesehen habe.

Uebungsaufgaben über die Zahlwörter, (§. 100).

58.

Europa, der kleinste von [328] den fünf Welttheilen, faßt gegenwärtig in [329] sich vier Kaiserreiche, sechszehn Königreiche, sieben Großherzogthümer, sieben Republiken, einen Kirchen-Staat und mehrere Herzogthümer, Markgrafschaften und Fürstenthümer. Der größte Staat in [330] Europa ist das russische Kaiserreich.

---

317) von, изъ mit dem Instr. 318) in, въ mit dem Praep. 319) aus, изъ mit dem Gen. 320) von, изъ mit dem Gen. 321) in, въ mit dem Praep. 322) in, въ mit dem Praep. 323) in, въ mit dem Praep. 324) in, въ mit dem Praep. 324) mit, Instr. ohne Pr. 325) in, въ mit dem Praep. 326) in, въ mit dem Praep. 327) nach, по mit dem Dat 328) von, изъ mit dem Gen. 329) in, въ mit dem Praep. 330) in, въ mit dem Praep.

Es enthält in[331]) Europa allein achtundneunzigtausend Quadratmeilen mit[332]) sechszig Millionen Einwohner. Residenz ist Sanct Petersburg an[333]) der Newa. Sie hat fünfundzwanzig Werst im[334]) Umfange, mehr als hundert Kirchen, in[335]) welchen in[336]) funfzehn Sprachen Gottesdienst gehalten wird, fünfhundert zweiunddreißigtausend Einwohner, worunter vierundzwanzigtausend Deutsche.

59.

Napoleon Bonaparte wurde den fünften Februar des Jahres eintausend siebenhundert acht und sechszig zu[337]) Ajaccio auf[338]) der Insel Corsika geboren, von[339]) (seinem) zehnten bis zum[340]) sechszehnten Jahre in[341]) der Militairschule zu[342]) Brienne erzogen. Im[343]) siebenzehnten Jahre wurde er Unterlieutenant; den fünfzehnten December des Jahres eintausend siebenhundert neun und neunzig wurde er zum[344]) ersten Consul erwählt; am[345]) zwanzigsten Mai des Jahres eintausend achthundert und vier wurde er Kaiser und den dritten Mai des Jahres eintausend achthundert ein und zwanzig starb er als Gefangener auf[346]) der Insel St. Helena.

Uebungsaufgaben über die Fürwörter, (§. 109, 1).

60.

Ich, du und er werden morgen bei[347]) deiner Tante zu Gast sein. Ihr wollt nicht zu[348]) mir kommen. Warum hast du nicht für[349]) mich gearbeitet? Gebt uns Aepfel und Birnen und wir werden euch dafür Citronen, Apfelsinen, Melonen und Aprikosen geben. Ich werde dir übermorgen ein hübsches

---

331) in, въ mit dem Praep. 332) mit, съ mit dem Instr 333) an, при mit dem Praep. 334) im, въ mit dem Praep. 335) in, въ mit dem Praep. 336) in, въ mit dem Praep. 337) zu, въ mit dem Praep. 338) auf, на mit dem Praep. 339) von, съ mit dem Gen. 340) bis zum, до mit dem Gen. 341) in, въ mit dem Praep. 342) zu, въ mit dem Praep. 343) im, на mit dem Praep. 344) zum, въ mit dem Acc. 345) am, Gen. ohne Pr. 346) auf, на mit dem Praep. 347) bei, у mit dem Gen. 348) zu, къ (ко) mit dem Dat. 349) für, для, за mit dem Acc.

Bild zeigen. Sie gehen nicht in[350]) der stillen Woche zur[351]) Schule. Die Freunde thun für[352]) sie sehr viel und für uns fast gar nichts. Er schenkte ihr einen Rubel Silber. Wozu? Damit sie mir Stahlfedern kaufen könnten. Sie hat ihnen eine Uebersetzung gemacht.

(§. 109. 2.)

61.

Vor[353]) zwei Wochen habe ich mir auf[354]) dem Jahrmarkte ein Dutzend Stahlfedern, ein halbes Dutzend Bleistifte, ein Tintenfaß, ein Sandfaß und ein Ries Papier gekauft. Du mußt dir zwei Leuchter mit[355]) Stearinlichten besorgen. Er wollte sich einen neuen Rock zu[356]) den Feiertagen machen lassen. Sie sagte mir, daß sie für[357]) sich Rosen, Levkojen und andere Blumen sammeln werden. Wir waschen uns immer mit[358]) Seife. Ihr wäscht euch nur die Hände damit. Ist es wahr, daß die Schüler heute nachmittag in[359]) der Schule bleiben und für[360]) sich die Vocabeln ausziehen sollen.

(§. 109. 3.)

62.

Mein alter guter Freund ist heute Morgen nach[361]) Petersburg abgereist. Du hast dein Buch gestern bei[362]) mir vergessen. Ich dachte es war mein Buch und deshalb legte ich es in[363]) meinen Bücherschrank. Der Kaufmann Reinson in[364]) T.... verassecurirt seine Waare nicht. Der Banquier hat seine Schiffe mit[365]) Flachs nach[366]) Amerika geschickt. Ihr habt mir euer ganzes Vermögen überlassen. Peter der Große

---

350) in, въ mit dem Acc. oder на mit dem Praep. 351) zur, въ mit dem dem Acc. 352) für, для mit dem Gen. 353) vor, за mit dem Acc. 354) auf, на mit dem Praep. 355) mit, съ mit dem Instr. 356) zu, къ mit dem Dat. 357) für, Dat. ohne Pr. 358) mit, Instr. ohne Pr. 359) in, въ mit dem Praep. 360) für, Dat. ohne Pr. 361) nach, въ mit dem Acc. 362) bei, у mit dem Gen. 363) in, въ mit dem Acc. 364) in, въ mit dem Praep. 365) mit, съ (co) mit dem Instr. 366) nach, въ mit dem Acc.

hat sein ganzes Leben seinem Volke gewidmet. Sie haben ihr Wort gebrochen. Dein Vetter hat unseren Ring verloren. Wir sahen gestern euren guten Vater.

(§. 109. 4.)

63.

Dieses arme Kind hatte lange bei[367]) der Thüre gestanden, bis meine Schwester es sah und ihm ein Almosen gab. Mein Nachbar wollte dieses Haus kaufen, aber es war zu theuer für[368]) ihn. Du bist ein so unbrauchbarer Knabe, daß kein Lehrer dich leiden kann. Jener Tisch ist viel größer, als dieser. Er hat uns von[369]) den Thaten Katharina's erzählt, die das ganze Europa bewunderte. Solche Bücher, wie du dort hast, bringen mehr Schaden, als Nutzen. Jene Diele biegt sich unter[370]) der Last einer solchen Menge Menschen. Ich zeichnete jene schöne Landschaft ab. Bald dieser, bald jener biegt sich auf[371]) die Seite.

(§§. 109. 5, 6.)

64.

Welcher von[372]) deinen Bekannten war gestern bei[373]) mir? Der, welcher heute zu[374]) dir zu kommen versprach. Wessen Mantel hängt hier am[375]) Nagel? Mit[376]) welcher Sprache beschäftigst du dich, am meisten? Derjenige Fischer, welcher gestern in[377]) unserer Küche war, brachte uns diesen großen Hecht. Derjenige, welcher etwas großes ausführen will, muß zuerst seine Kräfte ermessen. Wessen Haus wollte mein Nachbar kaufen? Welche Menschen sind die klügsten? Sage mir das.

---

367) bei, у mit dem Gen. 368) für, для mit dem Gen. 369) von, о mit Praep. 370) unter, подъ mit dem Instr. 371) auf, на mit dem Acc. 372) von, изъ mit dem Gen. 373) bei, у mit dem Gen. 374) zu, къ mit dem Dat. 375) am, на mit dem Praep. 376) mit, Instr. ohne Pr. 377) in, въ mit dem Praep.

(§§. 109, 7, 8.)

65.

Wir alle waren gestern Abend bei[378]) dir, aber du warst nicht zu Hause. Jemand sagte uns, daß du in's[379]) Theater gegangen wärest. Der Bauer wollte etwas seinen Herrn sagen, aber hatte es gänzlich vergessen. Ein jeder bescheidene Schüler grüßt auf[380]) der Straße seinen Lehrer. Die ganze Stadt war in[381]) der Gefahr, als das Haus des Richters brannte. Der Verfasser hat für[382]) das ganze Werk nur tausend Rubel bekommen. Jeden Tag gehe ich eine Stunde spazieren. Niemand konnte ihm aus[383]) der Gefahr retten. Nur ein gewisser N... zog schnell seine Kleider ab und warf sich in's[384]) Wasser. Ihr alle standet damals am[385]) Ufer des Flusses.

Uebungsaufgaben über die Praepositionen, (§ 203. 1, 2, 3, 4, 5.)

66.

Ohne[386]) Salz und ohne[387]) Brod ist schlecht die Unterhaltung. Dieser Mensch ist ganz ohne[388]) Bildung. Ich ging heute bis zum[389]) Flusse spazieren und kehrte dort um, weil es zu schmutzig war. Unsere Sommerferien dauern vom[390]) ersten Juli bis zum[391]) ersten August. Mein Papa wollte mir etwas bringen, hat es aber vergessen. Um Gotteswillen gehen Sie nicht so weit auf's[392]) Eis, es kann brechen und Sie können leicht ertrinken. Diese Ess- und Theelöffel sind aus[393]) Silber und die Ringe aus[394]) Gold gemacht. Die Leute kommen erst jetzt aus[395]) der Kirche. Von[396]) Riga bis[397]) Mitau sind nur achtunddreißig Werst.

---

378) bei, у mit dem Gen. 379) in, въ mit dem Acc. 380) auf, на mit dem Praep. 381) in, въ mit dem Praep. 382) für, за mit dem Acc. 383) aus, изъ mit dem Gen. 384) in, въ mit dem Acc. 385) am, на mit dem Praep. 386) ohne, безъ mit dem Gen. 387) ohne, безъ mit dem Gen. 388) ohne, безъ mit dem Gen. 389) bis zum, до mit dem Gen. 390) vom, отъ mit dem Gen. 391) bis zum, до mit dem Gen. 392) auf, на mit dem Acc. 393) aus, изъ mit dem Gen. 394) aus, изъ mit dem Gen. 395) aus, изъ mit dem Gen. 396) vom, отъ mit dem Gen.

(§ 203. 6, 7. 204. 205. 206. 1, 2.)

67.

Bei[398]) dir, einem faulen Knaben, ist alle Tage Sonntag. Die Waräger kamen aus dem Lande jenseit[399]) der Ostsee nach Rußland. Das Wasser fließt unter dem Steine hervor[400]). Man bittet uns jedes Mal um[401]) drei Uhr zu[402]) Tisch. Die Amme erzählte den Kindern das Märchen von[403]) einem Ritter, der einen blauen Bart hatte. Ueber[404]) die Düna führt eine große Floßbrücke. Kannst du sehen durch[405]) das blaue Glas? Der Adler schwebte über[406]) der ganzen russischen Armee, als Kutusow sein Heer besichtigte. Bei[407]) Lützen stand das schwedische Heer zwischen[408]) der Poststraße und einem Floßgraben.

(§§. 207. 208. 1, 2.)

68.

Ich hatte kein Geld bei[409]) mir, als du mich um[410]) fünf Rubel (Gen.) batest. Meine Mutter reiste zwei Mal nach dem Auslande. Vor[411]) drei Monaten war ich der erste Schüler in[412]) der Classe, jetzt bin ich aber der fünfte. Für[413]) das Tuch bezahlte meine Schwester fünf und zwanzig Rubel Silber. Nimm ihn an[414]) der Hand und zeige ihm, wo mein jüngerer Bruder sitzt. Im Sommer spielen wir hinter[415]) dem Garten im[416]) Hofe. Der Lehrer schickte mich nach[417]) seinen Büchern. Die Maus lief unter[418]) die Diele. Die Füchse, Maulwürfe und Igel leben unter[419]) der Erde. Das Gut meiner Tante liegt unweit[420]) Mitau.

---

398) bei, у mit dem Gen. 399) jenseit, изъ — за mit dem Gen. 400) unten hervor, изъ — подъ mit dem Gen. 401) um, въ mit dem Acc. 402) zu, къ mit dem Dat. 403) von, о mit dem Praep. 404) über, чéрезъ mit dem Acc. 405) durch, сквозь mit dem Acc. 406) über, надъ mit dem Instr. 407) bei, при mit dem Praep. 408) zwischen, между mit dem Instr. 409) bei, при mit dem Praep. 410) mich, у меня́. 411) vor, за mit dem Acc. 412) in, въ mit dem Praep. 413) für, за mit dem Acc. 414) an, за mit dem Acc. 415) hinter, за mit dem Instr. 416) im, на mit dem Praep. 417) nach, за mit dem Instr. 418) unter, подъ mit dem Acc. 419) unter, подъ mit dem Instr. 420) unweit, недалекó отъ mit dem Gen.

(§§. 208. 3. 209. 1, 2.)

69.

Der alte Soldat bat ihn vor[421]) Seine Majestät zu lassen. Der Beklagte stellte sich vor[422]) den Richter. Vor[423]) diesem Hause stand vor[424]) fünfzig Jahren nur eine Linde, und jetzt ist hier eine große Allee. Der Wolf lief schnell in[425]) den Wald, als wir auf[426]) ihn schießen wollten. Am[427]) Gründonnerstag gehe ich alle Jahre zum[428]) Abendmahl. Die Iwanglocke in[429]) Moskau hat zwölftausend Pud an Gewicht. Meine Eltern leben den ganzen Winter in[430]) Reval, oder Riga. Im[431]) Jahre achtzehnhundert und zwölf waren die Franzosen in[432]) Rußland. Ich bade mich gern in[433]) der See. Er saß auf[434]) einem Sopha, als ich mit[435]) meinem Bruder hereintrat.

(§ 209. 2, 3.)

70.

Mein älterer Bruder reiste vorgestern nach[436]) dem Kaukasus. Für[437]) mein Geld kaufe ich mir einen hübschen Sessel. Vertausche nicht deine Bücher gegen[438]) diese Bilder. Mein Vetter reiste nach[439]) Moskau auf[440]) vier Jahre. Warst du heute auf[441]) dem hohen Berge. Du erwartest deinen Freund zu[442]) dir in[443]) diesen Tagen. Seine Cousine fing an in[444]) ihrem sechsten Jahre in[445]) die Schule zu gehen. Der unvorsichtige Paul schlug sich mit[446]) dem Kopfe an[447]) die Wand.

---

421) vor, предъ mit dem Acc. 422) vor, предъ mit dem Instr. 423) vor, предъ mit dem Instr. 424) vor, за mit dem Acc. 425) in, въ mit dem Acc. 426) auf, въ mit dem Acc. 427) am, въ mit dem Acc. 428) zum, къ mit dem Dat. 429) in, въ mit dem Praep. 430) in, въ mit dem Praep. 431) im, въ mit dem Praep. 432) in, въ mit dem Praep. 433) in, въ mit dem Praep. 434) auf, на mit dem Praep. 435) mit, съ mit dem Instr. 436) nach, въ mit dem Acc. 437) für, за mit dem Acc. 438) gegen, на mit dem Acc. 439) nach, въ mit dem Acc. 440) auf, на mit dem Acc. 441) auf, на mit dem Praep. 442) zu, къ mit dem Dat. 443) in, на mit dem Praep. 444) in, на mit dem Praep. 445) in, въ mit dem Acc. 446) mit, Instr. ohne Praep. 447) an, объ mit dem Acc.

Die alten russischen Kirchen waren gewöhnlich mit[448]) fünf Kuppeln geschmückt. Der Oberlehrer der Geschichte erzählte uns in[449]) der Stunde von[450]) den Heldenthaten Peters des Großen.

71.

Die Streicher klettern sehr geschickt von[451]) Dächern herunter. Der Lügner erzählte, daß er eine Gurke gesehen hatte, welche so groß war, wie ein Berg. Man giebt den Pferden gegen[452]) zwei Garnetz Hafer täglich. Mein Nachbar geht immer mit[453]) seinem Hunde spazieren. Bei[454]) uns ist im Winter viel Schnee auf[455]) den Straßen. Des Sonntags esse ich selten zu Hause zu Mittag. Ehemals kaufte'st du zu[456]) funfzehn Copeken das Dutzend Stahlfedern, jetzt zahlst du aber zwanzig Copeken. Bis an[457]) meinen Tod werde ich die Wohlthaten meines Oheims nicht vergessen. Er bekommt jede Woche drei Rubel. Mein guter Freund ist sehr betrübt über[458]) seine Eltern. Außer[459]) Kaffee trinke ich nichts des Morgens.

---

448) mit, Instr. ohne Pr. 449) in, въ mit dem Praep. 450) von, о mit dem Praep. 451) von, съ mit dem Gen. 452) gegen, óколо mit dem Gen. 453) mit, съ mit dem Instr. 454) bei, у mit Gen. 455) auf, на mit dem Praep. 456) zu, по mit dem Dat. 457) bis an, по mit dem Acc. 458) über, по mit dem Praep. 459) außer, крóмѣ mit dem Gen.

Zweite Abtheilung.

Fabeln.

72.

Der Fuchs und der Igel.

Ein stolzer Fuchs unterhielt sich mit dem Igel und fragte ihn, was er dann mache, wenn ihn die Hunde verfolgen. „Ich habe nur ein Mittel zum Widerstande", antwortete der sehr bescheiden. „Nur ein's? Ja freilich, in diesem Falle bedaure ich dich; denn ich habe deren wenigstens hundert". So prahlte der Fuchs, und in eben dem Augenblicke hörten sie, daß die Hunde bellten und sahen, bevor sie entfliehen konnten, daß auch die Jäger herbeieilten.

73.

Schluß.

Der Igel rollte sich in eine Kugel zusammen. Von allen Seiten war er mit Stacheln bedeckt. Die Hunde bissen sich an ihm blutig. Abgeschreckt dadurch gingen sie auf den Fuchs los. Vergebens gebrauchte er alle Liste, um davon zukommen. Er machte freilich den Hunden den Sieg schwer, aber endlich ward er doch erhascht und erwürgt.

„Ei", sagte der Igel, der von ferne zusah, „ei! schade, daß er todt ist, sonst hätte er eingestanden, daß ein Mittel, recht erlernt, besser ist, als hundert nichtige".

74.

Das Wachs und der Dachziegel.

Ein großes Stück Wachs beneidete um die Härte einen Dachziegel, neben welchem es lag. „Wie hast du denn", fragte es

ihn einst, „diese Härte bekommen?“ „Durchs Feuer!“ antwortete der Dachziegel. „Ei, das kann ich ja auch versuchen!“ sagte das Wachs, sprang in den nicht weit davon befindlichen Kamin und zerschmolz.

Was dem Einen nützlich ist, das kann dem Andern schädlich werden. Gewöhne dich daher, nie unbedingt und unbedachtsam nachzuahmen, was Andere thun.

75.

Jupiter und die Wölfe.

„Gerechter Zeus!“ klagten die Wölfe beim Jupiter; „Jedermann hält uns für die boshaftesten und unverschämtesten Thiere, seit Aesop uns mit so häßlichen Farben geschildert hat. Er allein hat uns unsere Ehre geraubt. Wir bitten dich straf ihn, den boshaften Verläumder!“ „Jedermann haßt euch?“ antwortete Jupiter. „O daran kann nicht allein Aesop schuld sein. Allgemeiner Tadel ist kein Werk bloßer Verläumdung. Geht, Ihr verdient ihn.“

76.



Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte einst mit einer zahmen Schlange. „Mein liebes Thierchen,“ sagte der Knabe, „ich wäre nicht mit dir so befreundet, wenn dir das Gift nicht genommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe gelesen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht eine von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob und sie in seinen erwärmenden Busen steckte.“

77.

Schluß.

„Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Landmann mußte sterben.“

„Ich erstaune,“ sagte die Schlange. „Wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese

Begebenheit ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, daß die Schlange wirklich erfroren war und da sie eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, um ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. Hat er Recht gehabt?"

„Ach, schweige;" erwiederte der Knabe. „Welcher Undankbare weiß sich nicht zu entschuldigen!"

78.

Der großmüthige Löwe.

Ueber den Rücken eines schlafenden Löwen lief eine Maus hin und her. Der Löwe wachte darüber auf und erwischte sie glücklich mit seinen Tatzen. „Ach, gnädiger, lieber Löwe," bat das Mäuschen, „laß mich leben! Ich bin ein schlechter Bissen für deinen hochgnädigen Magen! Und für den großmüthigen Löwen wäre es auch nicht gut, ein so geringes Thier zu erwürgen." „Lauf kleines Närrchen," sagte der Löwe, der eben gute Laune hatte, „aber beunruhige mich nie wieder!"

79.

Schluß.

Nach einiger Zeit war der Löwe in das Netz eines Jägers gefallen, aus welchem ihn all seine Stärke nicht retten konnte, denn das Netz war doch stärker, als er, da der Starke immer noch einen Stärkern findet. Ein fürchterliches Brüllen verrieth seine Angst. Die Maus hörte das und lief eiligst herzu. Da sie nun sah, woran es lag, fing sie sogleich an, an dem Netze zu nagen. Als einige Knoten schon zerbissen waren, so bekam der Löwe seine Klauen frei und konnte sich völlig aus dem Netze befreien.

80.

Der geizige Spitz.

Ein Spitzhund hatte ganz fleißig aus einer vollen Schale Milch gegessen. Ein hungriges Mäuschen kam herzu und bat ein Almosen. „Pack dich," sagte Spitz; „ich will selbst essen." Und dabei jagte er die Bettlerin in ein nahes Loch. Während

er aber mit Eifer vor dem Loche lag, kratzte und schnöpperte, schlich die Katze herbei, leerte das Gefäß und kletterte rasch auf eine Leiter.

So hatte der Spitz seine Milch verloren und mußte sich den Bart wischen.

81.

Die Katze und der Braten.

Einige Katzen gingen einst auf einen Schmaus aus und geriethen in einen Keller, in dem sie in einem Schrank, der eine Drahtgitterthür hatte, einen frischen Braten entdeckten. Eine von ihnen sprang sogleich auf den Schrank und versuchte mit einer Pfote zu dem Braten zu gelangen, allein das Geflechte war zu dicht. Den Hohn ihrer Genossinnen fürchtend, sprang sie schnell ab und sagte, „Pfui, ich will nicht diesen Braten fressen, er ist ganz sauer."

82.

Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menschen," so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, „man sagt, daß ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert hast und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber wäre gleichwohl nicht noch möglich, verschiedenes an mir zu bessern?"

„Und was meinst du denn, daß ich an dir bessere? Rede! ich werde deine Bitte erfüllen;" sagte der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären."

83.

Fortsetzung.

„Ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich schon einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen zu tragen, so könntest du mir den Sattel anschaffen, den mir der wohlthätige Reiter anlegt."

„Gut," versetzte Zeus; „gedulde dich einen Augenblick!" Zeus mit ernstem Gesichte sprach das Wort der Schöpfung. Dann quoll Leben in den Staub, und plötzlich stand vor dem Throne das häßliche Kameel.

84.

Schluß.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu. „Hier sind hohe und schmächtige Beine," sagte Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breite Brust; hier ist der natürliche Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbildete?"

Das Pferd zitterte noch.

„Geh!" fuhr Zeus fort; „dieses Mal belehre ich dich ohne Strafe. Aber um dich deiner Vermessenheit dann und wann zu erinnern, so dauerst du fort zu leben, neues Geschöpf, und das Pferd erblicke dich nie ohne Schauder!"

85.

Der Löwe und der Tiger.

Der Löwe und der Hase, beide schlafen mit offenen Augen. So schlief der erste, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange in seiner fürchterlichen Höhle.

Ein Tiger sprang vorbei und lachte des leichten Schlummers. „Der nichts fürchtende Löwe!" sagte er. „Schläft er nicht mit offenen Augen, wie der Hase!"

„Wie der Hase?" brüllte der aufspringende Löwe, und faßte den Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder hin, um zu schlafen.

86.

Der junge und der alte Hirsch.

Ein Hirsch, dem die gütige Natur Jahrhunderte zu leben erlaubte, sagte einst zu einem seiner Enkel; „Ich kann mich der

Zeit noch sehr wohl erinnern, als der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte."

„Welche glückliche Zeit muß diese für uns Thiere gewesen sein!" seufzte der Enkel.

„Du schließest zu geschwind!" sagte der alte Hirsch. „Die Zeit war anders, aber nicht besser. Der Mensch hatte damals, anstatt des Feuerrohrs, Pfeile und Bogen und für uns war das eben so schlimm."

87.

Das unzufriedene Pferd.

In einem harten Winter wünschte sich ein Pferd sehnlich sein Bündel Stroh und kaltes Nachtlager mit wärmerem Wetter und mit einer Hand voll frischen Grases zu vertauschen. Es kam das warme Wetter und erschien das frische Gras; aber mit ihnen stellte sich auch verschiedene Arbeit ein, so daß dem Pferde bald der Frühling so lästig, als der Winter, ward, und es wünschte sich desto mehr den Sommer. Auch dieser erschien; aber mit diesem zugleich die Ernte. Wie oft mußte jetzt das Pferd den schweren Wagen ziehen!

88.

Schluß.

Aengstlich seufzte es über den Sommer und inständig wünschte es sich den Herbst. Der Herbst brach an; Aepfel, Trauben und anderer Früchte wurden reif; aber unserem Pferde ward keine Ruhe, denn es mußte Holz und Wintervorrath führen. Nie hatte das arme Pferd geglaubt, daß es in einem so üblen Zustande sich befinden würde. Auf's Kläglichste flehte es den Winter an, herbeizueilen, weil es nur dann Ruhe zu finden hoffte.

Das Leben der Menschen ist eine stete Kette von eitlen Wünschen. Jeder Stand und jede Zeit haben ihre Arbeit, ihre Last. Nur das Gute von ihnen fühlen, das ist die wahre Weisheit.

89.

Die Wohlthaten.

„Hast du einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns?“ fragte die Biene den Menschen.

„Ja wohl!“ erwiederte dieser.

„Und wen?“

„Das Schaf! Denn seine Wolle ist mir nothwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm. Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich, Biene? Das Schaf schenkt mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkst, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.“

90.

Der Hirt und die Ziege.

Ein Hirt schlug ungerechter Weise erbarmungslos auf seinen Hund los. Darüber freute sich eine langbärtige Ziege. Als bald nachher der Hirt im Schatten eines Baumes eingeschlummert war, setzte sie über einen Graben, um im nahen Kleefeld zu naschen. Aber der Hund fuhr auf sie los und jagte sie zurück. „Wie kannst du so feige sein, für den noch zu wachen, der dich so arg mißhandelt hat!“ sagte ihm die Ziege.

„Darum,“ antwortete das treue Thier, „weil ich mich stark genug fühle, Böses mit Gutem zu überwinden.“

91.

Die Ziegen.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

„Gern erfülle ich euren Wunsch,“ sagte Zeus. „Aber mit dem Geschenke der Hörner ist ein anderes unzertrennlich verbunden, das auch so angenehm nicht sein wird.“

Doch die Ziegen beharrten bei ihrer Bitte, und Zeus sagte: „So habet denn Hörner!“

Und die Ziegen bekamen Hörner und Bart! Denn Anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie schmerzte sie der häßliche Bart! Weit mehr, als sie die stolzen Hörner erfreuten!

92.

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch einen unglücklichen Zufall seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf und kam ihn zu trösten.

„Schäfer," sprach er, „ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen hat? Du hast deine ganze Heerde verloren? Die schöne fette Heerde! Ich bedaure dich und bin bereit zu weinen, dein Unglück sehend."

„Habe Dank, Isegrimm!" versetzte der Schäfer. „Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz."

„Das ist wahr," fügte des Schäfers Hund hinzu, „so oft er bei dem Unglücke seines Nächsten leidet."

93.

Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mästete sich unter einer hohen Eiche mit den herabgefallenen Früchten. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit den Augen.

„Undankbares Vieh!" sagte endlich der Eichenbaum. „Du nährst dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen Blick auf mich in die Höhe zu werfen."

Das Schwein hielt einen Augenblick inne und grunzte zur Antwort: „Meine dankbaren Blicke werden nicht ausbleiben, wenn ich wissen werde, daß du deine Eicheln meinetwegen herunterwirfst."

94.

Der kluge Staar.

Ein durstiger Staar wollte aus einer Wasserflasche trinken und konnte das Wasser in derselben mit seinem kurzen Schna-

bel nicht erreichen. Er hackte in's dicke Glas und vermochte es nicht zu zerbrechen. Er wollte die Flasche umwerfen, aber dazu war er zu schwach. Jetzt kam er durch seine Klugheit und sein Nachdenken auf einen glücklichen Einfall. Er las Steinchen zusammen und warf sie in die Flasche, wodurch das Wasser endlich so hoch stieg, daß er es erreichen und seinen Durst stillen konnte.

95.

Die Henne und der Hahn.

Unter eine Brut junger Hühner schlich sich eine Katze und trug eines davon hinweg. Erst bei dem Geschrei des armen Opfers hörte es die alte Henne. Sie eilte sogleich nach und riß mit Mühe ihr halbentseeltes Kind der Räuberin ab. „Bist du nicht ein thörichtes Thier?" sagte ihr, als sie zurück kam, ein junger Hahn. „Was werden deine Kinder von dir denken, daß du sie alle im Stiche lassen konntest?" „Was sie denken werden," versetzte die Henne, kümmert mich weniger, als was sie fühlen. Sie haben gesehen, was ich für ein jedes von ihnen in einem ähnlichen Falle thun würde."

96.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nahen Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr," fragte ihn einst der Hase, „daß euch Löwen ein elender krähender Hahn verjagen kann?"

„Allerdings ist es wahr," antwortete der Löwe; „und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So hast du zum Beispiel von dem Elephanten gehört, daß in ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erweckt."

„Wahrhaftig?" unterbrach ihn der Hase. „Ja, nun begreife ich auch, warum wir Hasen so entsetzlich uns vor den Hunden fürchten."

97.

Die Elster und die Taube.

Eine Elster und eine Taube hatten einst den Pfau besucht. Indem sie zurückkehrten, sagt die schmähsüchtige Elster: „Wie mißfällt mir der Pfau! welche unangenehme Töne giebt er von sich! warum schweigt er nicht? Warum bedeckt er nicht die häßlichen Füße?" Aber die unschuldige Taube erwiedert also: „Die Fehler desselben habe ich nicht bemerkt; aber die Schönheit des Körpers, den Glanz des Schweifes, die Mannigfaltigkeit der Farben habe ich sehr bewundert." Die Guten suchen das Gute, die Schlechten das Schlechte auf; jene, damit sie loben, diese, damit sie tadeln können.

98.

Die beiden Frösche.

Eine anhaltende Sommerhitze hatte einst einen tiefen Sumpf ausgetrocknet, und die Frösche, die ihn bisher bewohnt hatten, waren genöthigt, sich einen andern Aufenthaltsort zu suchen. Zwei von ihnen kamen zu einem sehr tiefen Brunnen, der voll von Wasser war. „Ich denke," sagte der eine, „wir hüpfen hier hinunter; warum sollen wir weiter gehen?" „O ja!" erwiederte der andere, „Hinunterspringen ist leicht; aber wenn dieser Brunnen vertrocknen wird, was werden wir dann machen?"

Bei jedem Unternehmen denke an die Zukunft! Was heute dir nützlich war, das kann dir morgen verderblich sein.

99.

Der Wanderer und die zwei Flüsse.

Ein Wanderer kam an einen Fluß, welcher breit war und mit großem Geräusche über Steine hinströmte. Er wartete lange, suchte nach allen Seiten eine Brücke oder ein Fahrzeug. Vergebens! Nur die äußerste Noth ließ ihn, durch denselben zu gehen wagen, und er fand den Uebergang zehnmal leichter, als er geglaubt hatte.

Wenige Stunden darauf kam er an einen zweiten Fluß. Dieser floß schmal, ohne Gemurmel und fast unbemerkbar. Wenn ich durch jenen Fluß unbeschädigt gekommen bin, dachte der Wanderer, um so viel leichter wird der Uebergang über dieses unbedeutende Bächlein sein! Er ging grade hinein, kam aber auf eine Untiefe und versank.

100.

Der Igel und der Maulwurf.

Der Igel spürte, daß der Winter sich nahte; daher bat er den Maulwurf, ihm ein Plätzchen in seiner Höhle einzuräumen, damit er sich hier gegen die Kälte schützen könnte. Der Maulwurf war es zufrieden; doch kaum hatte der Igel den Einlaß erhalten, so machte er sich schon bequem, spreitete sich aus, und der Wirth stach sich alle Augenblick, bald hier, bald da, an des neuen Gastes Stacheln.

Jetzt erst erkannte der Maulwurf seine Uebereilung. Er klagte sehr, daß dies ihm unerträglich sei und bat den Igel wieder hinauszugehen, weil seine Wohnung zu klein sei für sie beide. Aber der Igel lachte und sagte: „Wem es hier nicht gefällt, der kann hinausgehen. Aber was mich anbetrifft, so bin ich zufrieden und bleibe hier."

101.

Die junge Maus und ihre Mutter.

Ein junges Mäuschen, welches zum ersten Male in die freie Luft auszugehen gewagt und von der Alten tausend gute Lehren auf den Weg bekommen hatte, kam bald und erschrocken in sein Loch zurück.

„Ach, liebe Mutter," rief es, „wie glücklich, und auch wie unglücklich hätte ich werden können! Ich war nicht weit von unserer Wohnung und sah plötzlich ein Thier. Schöneres habe ich noch nicht gesehen. Es war viel größer, als Ihr; aber von Ansehen war es so still, so sanft; am glatten, schönen Kopfe hatte es kurze spitzige Ohren; an seinem ganzen Körper

bunte, wahrscheinlich weiche Haare; an seinen Pfoten sah ich keine Krallen; sie drückten sich gleichsam zusammen, indem es ging."

102.

Fortsetzung.

„O wie gefiel es mir! Auch mein Anblick, schien es, behagte ihm; denn es legte sich hin und erwartete mich mit freundlichen Augen. Eben wollte ich zu ihm hüpfen und mit ihm näher bekannt werden als plötzlich ein Unthier erschien, ich zittre noch, wenn ich daran denke. Mit großen, ausgespreizten Flügeln, mit dünnen, aber scharfen kralligen Füßen, mit glühenden Augen, mit fürchterlichem Gesichte, das überdieß noch ein feuerrother Lappen verunstaltete und endlich mit einem langen, einem schrecklichen Schnabel! Es öffnete ihn von weitem schon, und sein Geschrei war so abscheulich, daß ich mich halb leblos hierher flüchtete."

103.

Schluß.

„Gott sei Dank, daß du flohst!" versetzte die Mutter. „Denn wisse, das Thier, das dir so gefiel, war der Todfeind unseres Geschlechts, die Katze. Wenn du nur um einen Schritt ihr näher gekommen wärest, so hätte sie dich gewürgt. Das andere Thier hingegen, welches dich so erschreckte, und doch eigentlich das Leben dir rettete, war ein für uns Mäuse unschädlicher Hahn."

Kinder, seid vorsichtig in der Wahl eurer Freunde! Der Unerfahrene kann oft den Todfeind als seinen besten Freund und den wahren Freund als seinen Hasser betrachten.

104.

Der kriegerische Wolf.

„Mein Vater, glorreichen Andenkens," sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, „das war ein rechter Held! Wie fürch-

terlich hat er sich in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphirt, und ihre schwarzen Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder noch, daß er endlich doch von einem besiegt werden mußte!"

„So hätte der gesagt, welcher eine Rede bei seiner Leiche gesprochen hätte," sagte der Fuchs; „aber der Geschichtschreiber hätte hinzugefügt: Die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphirt, waren Schafe und Esel; und der Feind, der ihn besiegt hatte, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte."

105.

Der Affe.

Ein Bauer war hinausgegangen in den Wald und spaltete da einen ungeheuer langen Baum der Länge nach in Scheite. Bald bekam er Durst, und ging an eine Quelle des Waldes, um zu trinken, und die Axt ließ er zurück bei dem Baume. Aber ein Affe hatte ihm zugesehen von einem Baume herab, und als der Bauer fort war, stieg er herunter und wollte es ihm nachmachen. Er setzte sich auf den Baum und spaltete so lange, bis das Holz einen großen Spalt bekam. Aber sein Schweif gerieth in den Spalt und als er die Axt herauszog, klemmte sich das Holz wieder zusammen und hielt ihn so an seinem Schweife. Jetzt schrie er laut vor Schmerzen, der Bauer sah ihn und rief seine Freunde; sie kamen und nahmen ihn gefangen. — So kam der Affe durch seinen Vorwitz um seine Freiheit. —

106.

Der alte Löwe und die ihn besuchenden Thiere.

Ein alter kraftloser Löwe lag in seiner Höhle und erwartete den Tod. Die Thiere, deren Schrecken er bisher gewesen war, bedauerten ihn nicht. Einige von ihnen, die er früher verfolgt hatte, wollten sich jetzt für frühere Beleidigungen an ihn

rächen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf schimpfte ihn auf das Ärgste; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern; und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand schweigend und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht," fragte ihn der Esel, „dem Löwen auch ein's hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete: „Ich halte es für eine Niederträchtigkeit mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht mehr schaden kann."

107.

Der Wolf im Schafsfelle.

Ein Wolf hatte sich in ein Schafsfell gekleidet, sich in dieser Kleidung unter eine Heerde gemischt und einige Tage hintereinander, an jedem Abende ein Schaf verzehrt. Bald aber merkte der Hirt den Verlust; er durchsuchte die Heerde sorgfältig, erwischte den grauen Gast und schlug ihn todt.

Dieser Hirte hatte einen Sohn, der auch schon hüten half, aber nicht zugegen war, als dieses vorfiel. Er wunderte sich nicht wenig, als er bei seiner Rückkehr den todten Wolf sah. — „Wer hätte gedacht, daß unter diesem Felle ein Wolf war!" rief er.

„Mein Sohn," — erwiederte der Vater — „zieh dir die Lehre daraus, daß man bei Menschen und bei Thieren, auf ihre Handlungen und nicht auf ihr Kleid sehen muß."

108.

Der Jüngling und der Seidenwurm.

Ein sehr träger Jüngling beschäftigte sich viel mit Seidenwürmern, statt mit den Wissenschaften.

Als er einst sah, daß einer derselben sich einzuspinnen bemüht war, sprach er für sich selbst: „Thörichtes Thier! wie kannst du so viel Arbeit darauf verwenden, um dir selbst einen Kerker zu bauen?"

„Du irrest;“ erwiederte der Seidenwurm, — „was du für einen Kerker ansiehst, das ist der Weg zu einem bessern Loose. Ich unternehme diese Arbeit, um nicht ewig ein Wurm zu bleiben, um künftig Flügel zu bekommen.“

„Hörst du die Lehre, die auch für dich sehr passend ist?“ fragte der Vater, der von ferne zugehört hatte. — „Um nicht im Staube verborgen zu bleiben, sollst du auch die Mühe nicht fürchten, die allerdings die Wissenschaften in der Jugend erfordern, aber dafür reichlich im männlichen Alter belohnen.“

109.

Der Fuchs und der Bock.

Ein Fuchs und ein Bock stiegen durstig in einen Brunnen. Als sie getrunken hatten, sann der Bock nach, wie sie wieder heraus kommen sollten. Da sprach der Fuchs: „Getrost; ich habe ein gutes Rettungsmittel gefunden. Du mußt dich aufrecht stellen, die Vorderbeine gegen die Mauer anstemmen und deine Hörner zugleich vorwärts beugen, so kann ich über deinen Rücken und die Hörner laufen, von da aus dem Brunnen springen, und dich dann nachziehen.“

Der Bock machte willig, was der Fuchs ihm gesagt hatte; der Fuchs sprang auf diese Art glücklich aus dem Brunnen, und fing an lustig rings um den Rand zu hüpfen. Der Bock warf ihm vor, wie er gegen den Vertrag handle; aber der Fuchs versetzte ihm: „Wenn du so viel Verstand, als Bart hättest, so wärst du nicht hinabgestiegen, bevor du den Rückweg überlegt hättest.“

110.

Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. „Ich bin freilich ein Sünder“, sagte er, „aber doch hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einstmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm,

welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nah, daß ich es sehr leicht hätte erwürgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewunderungswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon die schützenden Hunde nicht zu fürchten brauchte."

„Und das alles kann ich dir bezeugen;" fiel ihm in's Wort Freund Fuchs, „denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war eben in der Zeit, als du dich an dem Knochen so jämmerlich würgtest, den dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog."

III.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

„Wo bleibt das Schaf?" fragte die Göttin. „Warum versäumet das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?"

Und der Hund sagte: „Zürne nicht Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut."

„Und warum jammerte das Schaf?" fragte die schon gerührte Göttin.

„Ich armes Geschöpf!" so sprach es. „Ich habe jetzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein leer vor ihm erscheinen? Lieber werde ich hingehen und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!"

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Thräne vergossen, wenn Thränen die unsterblichen Augen benetzten.

Dritte Abtheilung.

Erzählungen aus der Naturgeschichte.

112.

Klugheit des Elephanten.

Nicht nur an Größe des Körpers, sondern auch durch geistige Fähigkeiten übertrifft der Elephant alle bekannten Thiere der Erde, indem er was Klugheit anbetrifft, dem Hunde keineswegs nachsteht. Ganz Neapel war Augenzeuge von der Lenksamkeit und dem Scharfsinn eines Elephanten. Er gehörte dem Könige und diente als Handlanger den Maurern, die im Schlosse arbeiteten. Er brachte ihnen das Wasser in großen kupfernen Gefäßen aus einem benachbarten Brunnen.

113.

Schluß.

Er hatte bemerkt, daß man diese Gefäße zum Kupferschmied brachte, wenn sie schadhaft geworden waren. Als er eines Tages sah, daß das Wasser herauslief, so trug er selbst den Kessel zum Kupferschmied und wartete, bis er ausgebessert war. Dieser Elephant ging auf den Straßen Neapels frei umher; er spielte mit den Kindern, setzte sie sich mit seinem Rüssel auf den Rücken und legte sie nachher wieder auf die Erde so vorsichtig, daß sie nie einen Schaden litten.

114.

Rührende Treue eines Hundes.

Ein Kaufmann hatte einen Hund, der sehr wachsam und treu war. Einst ritt der Kaufmann von einem Markte, wo er

viel Geld eingenommen hatte, nach Hause und hatte seinen Mantelsack mit dem Gelde hinter sich aufs Pferd geschnallt. Nach und nach wurden die Riemen locker, mit welchen der Mantelsack angebunden war, und derselbe fiel herab, so daß der Kaufmann es nicht bemerkte. Der Hund sah es und fing an zu winseln; aber der Kaufmann sah sich nicht um. Als der Hund anfing ärger zu bellen, schlug ihn der Kaufmann einige Male mit der Peitsche.

115.

Schluß.

Doch der Hund hörte nicht auf, er sprang an das Pferd und biß es in die Füße, daß es nicht weiter ging. Der Kaufmann dachte jetzt, daß sein Hund sei toll geworden, er nahm seine Pistole heraus, streckte durch einen Schuß den Hund nieder und ritt weiter. Als er eine nicht große Strecke geritten war, fühlte er hinter sich und erschrak, als er sah, daß der Mantelsack verloren war. Nun ritt er zurück und sah überall Blut von seinem Hunde. Endlich kam er dahin, wo sein Mantelsack herunter gefallen war. Da lag sein treuer Hund neben dem Mantelsacke. Er wedelte mit dem Schwanze, leckte seinem Herrn die Hand und starb.

116.

Die Gelehrigkeit des Schweines.

Obgleich alle Empfindungen des Schweines stumpf sind, so kann man es dennoch abrichten, und dann zeigt dieses Thier eine gewisse Anhänglichkeit an den Menschen und eine Neigung zur Geselligkeit, wie das nachfolgende Beispiel beweist. Als der französische König Ludwig der XI. in den letzten Jahren seiner Regierung fast beständig auf dem Schlosse zu Plessis le Tour krank lag, wandten seine Günstlinge die mannigfachsten Mittel an, ihn zu zerstreuen; aber alle Versuche blieben fruchtlos. Nur eine einzige Erfindung vergnügte den sterbenden König.

117.

Fortsetzung.

Ein kluger Kopf gerieth auf den Einfall, Ferkel nach den Tönen des Dudelsacks zum Springen und Tanzen abzurichten. Er kleidete diese Thiere, so daß sie in schön gestickten Röcken und Hosen, mit rothen Schärpen und schmucken Manschetten, mit Hut und Degen umhergingen. Sehr gut abgerichtet zu allen Bewegungen, sprangen sie nach dem Kommando, tanzten verschiedene Tänze und machten ihre Komplimente. Das Einzige was ihnen schwer war, war der aufrechte Gang, denn sie fielen stets unter Grunzen wieder auf alle vier Füße nieder.

118.

Schluß.

Diese sonderbaren Akteure folgten dem Direktor der Truppe überall hin, sie machten ihm Liebkosungen und folgten ihm aufs pünktlichste. Sie waren gewöhnt wenig und nur zur bestimmten Stunden zu fressen, damit sie nicht zu fett würden und desto artiger vor dem Könige tanzen könnten. Ein Organist, dem die sonderbaren Töne und das Benehmen dieser Tänzer aufgefallen waren, kam auf den Gedanken, Orgelpfeifen gießen zu lassen, welche die Bewegungen und das Grunzen der tanzenden Schweine so natürlich ausdrückten, daß der entzückte Ludwig ihm, so wie auch dem Balletmeister ein großes Geschenk machte.

119.

Der Kampf eines Affen mit einem Bullenbeißer.

Im Jahre 1799 wurde in England ein öffentlicher Kampf zwischen einem großen Affen und einem Bullenbeißer veranstaltet. Man wettete, daß der Hund in sechs Minuten den Affen todt beißen würde, obgleich letzterem ein kleiner, dicker Knüppel zugestanden war. Es versammelten sich tausende von Zuschauern. Als der Augenblick des Kampfes nahe war, zog der Eigenthümer des Affen einen kurzen, dicken Knüppel aus der Tasche, warf ihn dem Thiere zu und sagte: „Jakob, sieh dich vor!“ Jetzt ward der Bullenbeißer losgelassen.

120.

Schluß.

Er stürzte mit der Wuth eines Tigers auf seinen Gegner zu; dieser aber that mit unbegreiflicher Gewandheit einen klafterlangen Seitensprung und entging dadurch dem Feinde. Nun aber sprang er ihm plötzlich auf den Rücken, biß sich mit den Zähnen in seinen Hals ein, packte mit der linken Hand sein Ohr, damit er den Kopf nicht wenden und beißen konnte. Darauf prügelte er so unbarmherzig auf den Kopf des Hundes, daß dieser wie toll herumlief, jämmerlich heulte und endlich schon halbtodt und ohnmächtig aus den Klauen des Affen gerettet werden mußte.

121.

Das Kind und die Wölfe.

Auf dem Riesengebirge lebte eine arme Frau; sie hatte ein kleines Kind und hütete für andere Leute eine Viehheerde. Einmal saß sie mit ihrem Kinde im Walde und gab dem Kinde Brei aus dem Napfe; die Kühe aber weideten auf der Wiese. Von der Weide gingen die Kühe in den Wald. Die Frau lief zu den Kühen hin und wollte dieselben forttreiben. Unterdessen kam eine große Wölfin aus dem Dickicht des Waldes, ging auf das Kind los, packte es an seinem Röckchen und trug es in das Innere des Waldes. Die Mutter kam von den Kühen zurück, fand aber ihr Kind nicht mehr; auch fehlte der Eßlöffel.

122.

Fortsetzung.

Die Mutter lief in ihr Dorf zurück und jammerte gar sehr um ihr Kind. Unterdessen kam ein Bauer durch den Wald gegangen und verirrte sich. Aus einem Gebüsche vernahm er die Worte: „Geh', oder ich gebe dir Ein's; geh', oder ich gebe dir Ein's." Er geht in das Gebüsche, findet auf dem Boden ein kleines Kind und sechs junge Wölfe um dasselbe; die jungen Wölfe fuhren immer auf das Kind zu, schnappten nach sei-

TRU Raamatukogu

nen Händchen; das Kind aber schlug ihnen stets mit dem hölzernen Löffel auf die Nase und sagte dabei die Worte: „Geh', oder ich gebe dir Ein's."

123.

Schluß.

Der Bauer verwunderte sich, lief geschwind hin, holte einen Prügel und schlug damit die sechs jungen Wölfe todt. Das Kind nahm er geschwind auf die Arme, eilte aus allen Kräften aus dem Gebüsche. Am Ende des Waldes kamen ihm Bauern mit Heugabeln und Dreschflegeln entgegen und wollten den Wolf erlegen. Die Mutter war unter den Suchenden und empfing, zu ihrer großen Freude, aus den Händen des Bauern ihr kleines Kind wieder. Das Kind ließ bis dahin den hölzernen Löffel nicht aus den Händen.

124.

Die Klugheit eines Hundes.

In der St. Germain'schen Vorstadt zu Paris wollte ein Pächter einen Theil eines Marktplatzes besuchen, wo es nicht gestattet war, Hunde mitzunehmen. Er gab daher seinen beim Eintritt in Verwahrung. Bei seiner Rückkehr bemerkte der Pächter, daß ihm im Gedränge seine goldene Uhr aus der Tasche von einem Gauner gestohlen war. Er bat daher einen Aufseher, ihm zu erlauben, seinen Hund an gedachten Ort mit zu nehmen; er werde den Dieb gewiß auffinden. Dem Pächter wurde es gestattet. Er zeigte dem Hunde durch verschiedene Zeichen, daß er etwas verloren habe, und befahl ihm, es zu suchen.

125.

Schluß.

Nicht lange war der Hund herumgelaufen, als er schon zurückkam und seinen Herrn beim Rock zog. Der Pächter folgte ihm und sah, wie er bei einem sehr gut gekleideten Herrn stehen blieb, der sich in allen Buden umsah. Diesen Herrn

verließ der Hund nicht mehr. Der Pächter zeigte seinen Verdacht einem Polizeidiener an. Der vermeinte Herr wurde arretirt, und man fand bei ihm acht Uhren und zwölf werthvolle Dosen, die alle gestohlen waren. Unter den goldenen Uhren erkannte der Hund sogleich die gesuchte, faßte sie bei der Kette mit den Zähnen und reichte sie seinem Herrn.

126.

Der Leopard auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Der Leopard zeichnet sich vor allen Raubthieren durch eine ungewöhnliche Wuth aus. Er macht sich nicht davon, wenn der erste Angriff ohne Erfolg geblieben ist, wie der bengalische Tiger, sondern erneuert um so heftiger den Kampf und ruht nicht eher, als bis er gesiegt hat oder selbst getödtet wird. Zwei Missionäre, Bonatz und Schmidt, die sich an der Kaffernküste niedergelassen hatten, begaben sich einst mit dreißig Hottentotten des Morgens nach einer benachbarten Anhöhe auf die Wolfsjagd, weil die Wölfe in dieser Gegend große Verwüstungen unter den Heerden anrichteten. Sie trafen auch bald einen Wolf und lähmten ihn durch einen Schuß; doch entkam er in das Gebüsch.

127.

Fortsetzung.

Die Hottentotten setzten ihm nach, die Missionäre aber, welche an das Auffinden desselben zweifelten, wollten eben einen andern Weg einschlagen, als jene ihnen zuriefen, daß der verwundete Wolf im Dickicht aufgespürt sei. Schmidt eilte sogleich zurück und ging mit einem Hottentotten, Namens Philipp Moses, in das Buschwerk hinein. Der Hund, den sie bei sich hatten, verrieth bald die Nähe eines Thieres; aber die in das Dickicht vorgedrungenen Personen hatten dasselbe noch nicht gesehen, als die entfernter stehenden Hottentotten auf einmal die Flucht ergriffen und voll Angst jenen zuriefen, daß sie sich eiligst retten möchten, denn jenes Thier sei ein Leopard.

128.

Fortsetzung.

Schmidt und Philipp waren nun allein, und da sie den Leoparden nicht gesehen hatten, also nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, um ihm nicht in den Rachen zu laufen, so schritten sie langsam mit gespannten Büchsen weiter; aber plötzlich und von einer Seite, wo man es gar nicht erwartete, sprang der Leopard mit einem Satze von zwanzig Fuß Länge über sechs bis acht Fuß hohes Gebüsch hervor und packte den Hottentotten mit den Zähnen und Klauen im Gesicht und am Obertheile des Körpers. Der arme Philipp stürzte zu Boden und rang verzweiflungsvoll mit dem wüthenden Feinde, so daß er bald oben bald unten lag.

129.

Fortsetzung.

Der Missionär konnte sich während dieser Zeit leicht durch die Flucht retten; aber ein solcher Gedanke kam ihm nicht in den Kopf, vielmehr bemühte er sich, seinem unglücklichen Gefährten zu Hülfe zu kommen. Er näherte sich mit seiner schußfertigen Büchse den Kämpfenden, konnte aber nicht wagen abzudrücken, weil er befürchten mußte, denjenigen selbst zu tödten, den er retten wollte. Kaum aber hatte der Leopard bemerkt, daß Schmidt auf ihn anlegte, so ließ er seinen ersten Feind fahren, riß sich los und sprang mit Blitzesschnelle auf den Missionär zu. Dieser, da bei solcher Nähe das Gewehr nutzlos war, warf es weg und hielt dem wüthenden Thiere seinen linken Arm gebogen entgegen, so daß er sein Gesicht damit deckte.

130.

Fortsetzung.

Diesen Arm faßte der Leopard in seinen Rachen und hieb nun mit den Tatzen darauf los. Eine derselben ergriff Schmidt ebenfalls mit der linken Hand; mit der andern aber schlug der Leopard ihn heftig vor die Brust und zerriß ihm seine Kleidung.

Bald fielen beide zu Boden und so, daß der Missionär, ohne irgend eine Absicht, auf dem Magen des Thieres kniete. Zu gleicher Zeit faßte er nun die Kehle des Leoparden und hielt ihn mit aller Gewalt nieder. Der Luft beraubt, ließ dieser nun den Arm des Missionärs los, nachdem er ihn vorher nochmals in der Nähe des Ellbogens gebissen hatte.

131.

Fortsetzung.

Schmidts Gesicht lag hart an den Rachen des Raubthieres, welches durch den Druck seiner Luftröhre beängstiget, ein furchtbares Stöhnen hören ließ, während seine vortretenden Augen gleich brennenden Kohlen glühten. Vergeblich bemühte sich der verwundete Hottentotte, seinem Unglücksgefährten zu helfen; denn das Blut, welches aus seinen Gesichtswunden hervorströmte, machte ihn blind. Indessen rief der Missionär laut um Hülfe; denn seine Kräfte waren erschöpft, während Wuth und Todesangst die Kräfte seines ohnehin schon mächtigen Feindes verdoppelten.

132.

Schluß.

Die entfernteren Hottentotten folgten endlich dem Rufen und drangen in's Gebüsch; einer von ihnen ergriff Schmidt's Büchse, die noch geladen war, und schoß damit unter dem Arme des Missionärs den Leoparden gerade durchs Herz, so daß dieser auf der Stelle todt blieb. Jetzt wurden die Verwundeten nach Hause getragen. Schmidt litt an einer äußerst heftigen Entzündung; denn die Wunde vom Bisse des Leoparden ist sehr gefährlich, weil die Zähne und Krallen des Thieres alle Theile zerreißen, welche sie fassen. Der Missionär hatte acht Wunden vom Ellbogen bis zum Handgelenke, und an einigen Stellen waren die Zähne bis auf den Knochen eingedrungen.

133.

Der Löwe.

Den Löwen findet man vorzüglich im Innern von Afrika

und in den heißern Gegenden Asiens. Seine Gestalt ist außerordentlich kühn und majestätisch. Seine Größe ist verschieden. Die größten Löwen sind sechs bis acht Fuß lang und der Schwanz, der sich mit einer Quaste endigt, beträgt in der Länge vier Fuß. Die Löwin ist kleiner, als der Löwe, und hat auch keine Mähne. Die Stärke des Löwen ist so groß, daß er auf einen Schlag mit seiner Klaue einem Pferde das Rückgrat entzwei schlägt und daß er auf einen Streich mit seinem Schwanze einen starken Mann zu Boden wirft.

134.

Fortsetzung.

Kolben erzählt, daß, wenn der Löwe auf eine Beute losgeht, er sie sogleich allemal todt schlägt und daß er sie selten zerreißt, ehe er ihr den tödtlichen Schlag versetzt hat. Diesen Schlag begleitet er gewöhnlich mit einem schrecklichen Brüllen.

Im Jahre 1707 machte, wie Kolben sagt, ein Löwe einen großen Ochsen nieder und schleppte ihn über eine hohe Mauer mit sich fort. Wenn der Löwe hungrig ist, so richtet er seine Mähne in die Höhe, schüttelt sich und schlägt mit dem Schwanze auf den Rücken. In einem solchen Falle bringt er alles um, was ihm in den Weg kommt; wenn er aber seine Mähne nicht aufrichtet und mit dem Schwanze nicht wedelt, so braucht man ihn nicht zu fürchten.

135.

Fortsetzung.

Den Thieren lauert er gern an Quellen und Flüssen auf, wo sie ihren Durst löschen. Dem Doctor Sparmann haben die glaubwürdigsten Zeugen folgenden Vorfall bestätigt: Ein alter Hottentotte sah am Sonntagsflusse einen Löwen in weiter Entfernung, der ihm zwei ganze Stunden nachfolgte. Er schloß daraus, daß der Löwe nur auf die Nacht warte, um über ihn herzufallen. Da er die Art kannte, wie der Löwe seine Beute fängt, so suchte er, statt seinen Weg nach Hause fortzusetzen, eine Stelle auf, die oben flach und an der einen Seite steil und steinig war.

136.

Schluß.

Er ließ sich am Rande des Abhangs nieder und sah zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß der Löwe auch da stand und den Abstand betrachtete. Als es dunkel wurde, rückte der Hottentotte weiter vorwärts und nahm seinen Platz unterhalb des Randes des Abhanges in einer Kluft. Um aber den Löwen zu täuschen, steckte er seinen Hut und sein Pelzwamms auf seinen Stock und machte damit um sich einige Bewegungen. Es dauerte nicht lange, so kam der Löwe, schlich wie eine Katze und maß seinen Satz so genau ab, daß er sammt der täuschenden Figur den Abhang herunterstürzte.

137.

Die Riesenschlange.

Die gefräßige Riesenschlange verschlingt nicht blos Menschen, sondern auch große afrikanische Büffel und starke Tiger. Sie packt solche, wenn dieselben ihren Durst an den Wassern zu löschen suchen, in deren Nähe die furchtbare Schlange lauert, und umschlingt sie einmal mit ihren Windungen. Da hört man, daß jene nur kurze Zeit dumpf brüllen und mit den Füßen um sich stampfen. Dann aber wird gleich alles still und man hört nur das Krachen der Rippen, die ihnen die große Schlange zerdrückt wie Rohrstäbchen, und dann das länglich, wie eine Wurst zusammengequetschte Thier hinunterschlingt.

138.

Schluß.

Colonistenleute in Amerika hatten ihre kranke zwölfjährige Tochter in die Abendsonne hinausgelegt. Während sie (drinnen) das Abendessen im Zimmer zubereiteten, hörten sie, daß das Kind auf einmal dumpf schrie, sie liefen heraus und sahen nun, wie eine solche, noch nicht sehr große Schlange das Kind schon im Rachen hatte. Der Vater zerhieb die Schlange mit dem Beil, aber das Kind war von den Umschlingungen und von

den Zähnen so übel zugerichtet, daß es doch sterben mußte. Wenn sich aber eine solche Schlange recht satt gefressen hat, dann liegt sie einige Zeit ganz still und kann sich, wie gelähmt, gar nicht bewegen. Dann suchen sie die Neger und Indianer auf und schlagen sie todt, ziehen ihr buntes Fell ab und genießen das Fleisch, welches so fett und schmackhaft ist, wie Schweinefleisch.

139.

Der Kanarienvogel.

In Cleve zeigte vor einiger Zeit ein Vogelsteller einen Kanarienvogel, dessen Kunststücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt waren. Der Vogelsteller nahm den Vogel heraus, setzte ihn auf seinen Zeigefinger und redete ihn folgendermaßen an: „Du erscheinst hier, mein kleiner Bijou (so hieß der Kanarienvogel) vor sehr vornehmen und verständigen Leuten, gieb dir also Mühe, die Erwartungen zu rechtfertigen.“ Es schien, daß der Vogel die ganze Zeit zu horchte, und er nahm dabei eine Stellung an, als ob er recht aufmerksam auf die Rede wäre, indem er sein Ohr dem Munde des Mannes entgegenbog.

140.

Fortsetzung.

Als der Vogelsteller zu reden aufhörte, nickte der Vogel zweimal ganz deutlich mit dem Kopfe, und das Nicken war verständlich. „Gut,“ sagte nunmehr der Vogelsteller, indem er seinen Hut gegen den Vogel abnahm, „zeige uns jetzt, ob du etwas verstehst oder nicht? Stimm ein Liedchen an!“ — Der Vogel fing an zu singen. — „Pfui, das ist zu hart, das klingt als wenn ein heiserer Rabe krächzte. Etwas rührender!“ Der Vogel fing nun an zu pfeifen, als ob seine kleine Kehle in eine Laute verwandelt wäre. — „Rascher!“ sagte der Vogelsteller; „langsamer!“ So ist es recht!“ Aber was hast du mit deinen Füßchen und deinem Köpfchen vor? Kein Wunder, Monsieur Bijou, wenn du den Takt zu schlagen vergissest.“

141.

Fortsetzung.

„Nun, das ist ein lieber Bijou! bravo, bravo, mein Täubchen!" Alles, was ihm befohlen wurde und was man ihm erinnert hatte, that er mit bewunderungswürdiger Pünktlichkeit. Sein Kopf und sein Fuß schlugen den Takt und beide drückten die Abwechselung sowohl des Tones, als der Bewegung aus. Der Ton selbst war ein treuer Wiederhall des Sinnes und zwar nach den strengsten Regeln der Musik. Bravo, bravo! hallte es von allen Seiten des Zimmers wieder. „Und du bezeugst deine Dankbarkeit nicht für dieses Lob?" rief der Vogelsteller unwillig aus. Der Vogel verbeugte sich auf das ehrerbietigste.

Das nächste Kunststück, welches der Vogel machte, bestand darin, daß er mit einer aus einem Strohhalm gemachten Flinte den Soldaten spielte.

142.

Fortsetzung.

„Du hast eine sauere Arbeit gemacht, mein armer Bijou," sagte der Vogelsteller, als er beendigt hatte; „es scheint, du bist auch etwas müde. Nur noch ein Paar Stückchen und dann wirst du ausruhen. Zeig mal den Damen, wie man einen Knix macht." Der Vogel zog nun das eine Füßchen hinter das andere, sank und hob sich mit der vollkommensten Ungezwungenheit und Grazie. „Das ist schön mein liebes Täubchen! Und einen Bückling!" Er machte ihn, indem er zugleich den Kopf neigte und mit den Füßen scharrte. „Nun schließe mit einem Walzer, Bijou! Getroffen! recht so! lustig!" Die Lebhaftigkeit, die Genauigkeit, das Feuer, womit dieser letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beifall der ganzen Gesellschaft bis zur höchsten Bewunderung.

143.

Fortsetzung.

Bijou selbst, schien es, fühlte den Durst nach Ruhm, schüttelte seine kleine Federn und stimmte einen Jubelgesang an, in

welchem man das Selbstbewußsein des Siegers zu hören glaubte. „Du hast es brav gemacht, was ich dir befohlen habe!“ sagte der Vogelsteller, indem er seinen gefiederten Liebling liebkoste;“ „mach also jetzt ein Schläfchen, während ich deinen Platz einnehme!“ Der Kanarienvogel fiel nun in einen verstellten Schlummer und so täuschend, als ob Morpheus all seine Kraft an ihm versucht hätte; erst schloß er das eine Auge, dann das andere, dann nickte er, dann sank er so (sehr) auf die eine Seite, daß verschiedene aus der Gesellschaft die Hände ausstreckten, um ihn vom Fallen abzuhalten.

144.

Schluß.

Und gerade, wenn diese Hände ihn zu berühren im Begriff waren, faßte er sich wieder und sank denn eben so tief auf die andere Seite. Endlich, schien es, als hielt ihn der Schlaf in einer festen Stellung, worauf ihn der Vogelsteller vom Finger wegnahm und ihn auf den Tisch legte, wo er, wie der Vogelsteller versicherte, so lange fest und ruhig schlafen würde, als er selbst seine Kunststücke machte. Allein kaum hatte er damit angefangen, als eine große schwarze Katze auf den Tisch sprang, den Vogel mit den Zähnen ergriff und alles Widerstandes ungeachtet, mit ihm zum Fenster hinausstürzte. Der Vogelsteller war über diesen Verlust untröstlich, denn er hatte mit diesem Thierchen Jahre lang sein Brod verdient.

145.

Der sprechende Papagei.

In dem Kriege, den der Kaiser Napoleon mit dem Könige von Preußen führte, kam ein deutscher Soldat, der aus Schwaben gebürtig war und den Franzosen helfen mußte, in ein preußisches Dorf, das von seinen Einwohnern verlassen und ganz ausgeplündert war. In der Mitte des Dorfes stand ein Edelhof, der eben so ausgeleert war, wie das Uebrige; der Schwabe aber, der sehr hungrig war, weil die Franzosen alles weggegessen

hatten, dachte es wäre doch schlimm, wenn in dem großen Hause nicht so viel wäre, um einen Schwaben satt zu machen. Er ging hinein und sah sich um. Die Küche stand offen; aber auf dem Heerde war kein Feuer. In der Milchkammer lagen die Scherben umher, und im Keller war nichts, außer zerschlagene Fässer.

146.

Schluß.

Er ging die Treppe hinauf bis auf den obersten Boden und wieder die Treppe hinab. Aber es half ihm nichts; er war noch mehr müde und viel hungriger. Endlich hörte er von ferne ein Geschrei: „Hülfe! Hülfe! Wo bist du, Spitzbube?" und dergleichen; und da er glaubte, daß man ihn rief, ging er dem Geschrei nach und kam in einen großen Saal. In der Ecke des Saales stand auf einem Tische ein goldner Käfig und in ihm schwenkte sich ein grüner Papagei auf seinem Ringe. „Wer ruft mich?" fragte der Schwabe; aber der Vogel antwortete nicht. Der Soldat dachte, daß in Ermangelung eines andern Federviehs wäre der Papagei auch ein Braten für ihn, und wollte ihn mit dem Bajonet stechen.

Der Papagei verstand wohl, was der Schwabe mit ihm thun wollte; er fing an hin und her zu fliehen und schrie endlich in der Angst: „Pardon, Kamerad!" Der Schwabe stellte sich in Positur, machte links um und ging mit schnellen Schritten, anders wo etwas zur Stillung seines Hungers zu suchen.

147.

Der Muth einer Katze und ihre Zärtlichkeit gegen ihre Jungen.

Eine Katze spielte einmal in einem schottischen Dorfe mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Ein großer Habicht schoß aus der Luft herab und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges. Der Habicht ließ es fahren, wendete sich

aber gegen die große Katze. Der Kampf von beiden Seiten war sehr heftig. Der Habicht behielt durch seinen mächtigen Flügelschlag und durch seinen spitzen Schnabel und seine scharfen Klauen einige Zeit die Oberhand, zerfleischte jämmerlich die alte Katzenmutter und hackte ihr ein Auge aus. Sie verlor aber den Muth nicht.

148.

Schluß.

Sie hielt ihren Gegner mit ihren Krallen fest und durchbiß ihm den rechten Flügel. Nun hatte sie zwar mehr Gewalt über ihn, aber der Habicht war noch immer sehr stark, und der Streit dauerte fort. Die Katze war beinahe erschöpft; durch eine schnelle Wendung raffte sie sich aber nochmals auf und brachte den Habicht unter sich. Siegreich biß sie ihrem grimmigen Wütherich den Kopf ab; dann lief sie, ohne den Verlust ihres Auges zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm die blutigen Wunden ab, welche die Krallen des Habichts in die Seiten des zarten Thierchens gehauen hatten. Sie schnurrte es liebkosend, als wenn nichts vorgefallen wäre.

149.

Blutdurst des Tigers.

Das grausamste und fürchterlichste aller Säugethiere ist der bengalische Tiger, der sich im ganzen südlichen Asien und auf den benachbarten Inseln findet. An Stärke dem Löwen gleichkommend, schleppte er nicht selten einen Stier mit dem Pfluge davon. Die Wunden, die er anderen Thieren beibringt, gehen 5 Zoll tief, wobei nicht bloß seine Krallen, sondern auch ein Theil der Pfote eindringt. Pferde und Büffel tödtet er mit einem Schlage seiner Tatze, und dem Kameele bricht er den Schenkel damit. Warmes Blut ist eigentlich seine Lieblingsspeise; er steckt daher seinen Kopf tief in das getödtete Thier, mit sichtbarer Wollust in den Eingeweiden wühlend, und würgt mehr, als er verzehren kann.

150.

Schluß.

Wenn er einmal Menschenfleisch gekostet hat, so zieht er dasselbe jedem andern vor und tödtet dann bei günstiger Gelegenheit täglich einen oder sogar zwei Menschen. Daher scheinen gar nicht übertrieben (zu sein) die Versicherungen der Indier, daß die Bewohner mancher Dörfer in ihrem großen Lande ganz von Tigern vernichtet worden sind. Einst lag eine Tigerin auf der Lauer in dem Engpasse von Kukkumsandy, durch welche eine ziemlich besuchte Straße führt. Sie tödtete täglich einen oder mehrere Menschen und hob zuletzt beinah alle Verbindung auf, indem sie unter anderem auch mehrere Menschen tödtete, welche die Briefe und Packete transportirt hatten. Endlich wurde eine große Jagd auf sie veranstaltet. Bei dieser Gelegenheit erhielt sie einen Schuß, der sie tödtete oder wenigstens aus der Gegend verscheuchte.

151.

Der Hund vom St. Bernhard.

Ueber den großen St. Bernhard führt ein sehr betriebener Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden, hohen Thale, von Bergen umschlossen, welche ewiger Schnee bedeckt, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhard. Hier wohnen zehn bis zwölf fromme Mönche, deren einziges Geschäft ist, die Reisenden unentgeldlich zu pflegen und ihnen jede Hülfe zu erweisen. In den acht oder neun Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelawinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten besonders dazu abgerichteter großer Hunde.

152.

Schluß.

Diese gehen entweder allein aus, oder mit Mönchen zusam-

men. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und giebt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm nachfolge, und führt seinen Herrn zu der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden um den Hals ein Fläschchen mit Branntwein oder anderen stärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brod, daß sie es einem ermüdeten Wanderer zur Erquickung darbieten. Ein solcher Hund hieß Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienste der Menschheit.

153.

Schluß.

Er hat allein mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Sobald der Himmel sich mit Gewitterwolken bedeckte, Nebel sich einstellten oder die gefährlichen Schneegestöber sich von Weitem zeigten, so hielt ihn nichts im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren, um zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte, und wenn er nicht helfen konnte, so lief er schnell nach dem Kloster hin und holte Hülfe herbei. Als er kraftlos und alt war, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde.

154.

Die Affen.

Ein Reisender, Namens Tavernier erzählte, daß die Bewohner Indiens ein sonderbares Mittel haben, sich auf Kosten der Affen lustig zu machen. Sie nehmen (von) fünf bis sechs Reiskörbe, setzen diese nicht weit von dem Aufenthalte der Affen in eine offene Gegend, vierzig bis fünfzig Schritt von einander; legen neben jeden Korb eine Anzahl starker Prügel und ziehen

sich dann nach einem nicht weit davon entfernten Versteck zurück, den Ausgang der Sache abwartend. Sobald die Affen Niemanden mehr bei den Körben bemerken, kommen sie sogleich in großen Schaaren von den Bäumen herab. Einige Zeit lang blecken sie einander mit den Zähnen an, dann wagen sie sich den Körben zu nähern, indem sie bald vorwärts, bald rückwärts gehen; als hätten sie nicht viel Lust, dies Wagestück zu unternehmen.

155.

Fortsetzung.

Endlich nähern sich die Weibchen, die mehr Herz, als die Männchen, zeigen, ihre Jungen auf den Armen tragend, den Körben. Kaum haben sie ihre Köpfe hineingesteckt um zu fressen, als auch die Männchen herbei kommen sie daran zu verhindern. Sogleich rückt eine andere Partie vor, von beiden Seiten beginnt der Kampf, die Fechter greifen nach den Stöcken, und es entsteht ein sehr hitziges Gefecht, das sich jedesmal mit der Flucht der schwächsten Partei endigt. Jetzt greifen die Sieger zu und genießen die Belohnung ihrer Arbeit in Ruhe.

156.

Fortsetzung.

Derselbe Tavernier reiste einmal in Ostindien mit dem englischen Präsidenten. Auf den Bäumen rund umher saß eine große Menge Affen, worüber sich der Präsident so freute, daß er seinen Wagen zu halten befahl und Tavernier bat, einen davon zu schießen. Allein die Bedienten, die hauptsächlich aus Eingebornen bestanden und mit dem Charakter dieser Thiere bekannt waren, baten ihn, dies nicht zu thun, damit diejenigen, welche mit dem Leben davon kämen, sich nicht wegen des Todes ihrer Kameraden an ihnen rächten. Da der Präsident jedoch auf seinem Wunsche bestand, so schoß Tavernier und tödtete ein Weibchen. Sogleich kamen alle übrigen Affen von den Bäumen herunter und schwangen sich auf die Kutsche des Präsiden-

ten hinauf und hätten ihn sicherlich erwürgt, wenn man nicht sogleich die Blenden herabgezogen hätte und die Zahl der Bedienten nicht so beträchtlich gewesen wäre.

157.

Schluß.

Acosta sah zu Cartagena in des Gouverneurs Hause einen Affen, der viele Geschäfte eines Bedienten verrichtete. Man schickte ihn zum Beispiel in einen Laden nach Wein, gab ihm in die eine Hand die Flasche, in die andere das Geld. Im Weinladen konnte man das letztere nicht eher von ihm bekommen, als bis die Flasche gefüllt war. Wenn die Buben auf der Straße nach ihm mit Steinen warfen, so setzte er seine Flasche nieder, warf ebenfalls mit Steinen nach ihnen und machte sich den Weg frei; dann nahm er seine Flasche wieder in die Hand und trug sie nach Hause. Besonders bemerkenswerth ist noch, daß er, obgleich er ein großer Liebhaber vom Weine war, diesen doch nicht eher anrührte, als bis man ihm die Erlaubniß dazu gab.

158.

Der Bär.

Wayborne, ein Pächter in dem nordamerikanischen Städtchen Ovid, ging eines Nachmittags in den Wald, um seine Pferde zu suchen. Er nahm seine Büchse und die einzige Ladung mit, die er noch vorräthig hatte. Als er etwa eine Stunde vor Nacht nach Hause ging, sah er, daß ein großer Bär quer über den Weg lief. Er feuerte auf ihn; der Bär fiel, erholte sich aber gleich wieder und lief einer tiefen Schlucht zu, die nicht weit davon war. Das Blut machte eine Spur, welcher Wayborne folgte, so lange er sehen konnte. Er hoffte das Thier morgens todt zu finden und ging heim. Früh, ein wenig vor Tagesanbruch, bewaffnete er sich mit einer Heugabel und einem Beil und nahm seinen eilfjährigen Sohn mit. Sie suchten den Bären auf.

159.

Fortsetzung.

Die Schlucht in welche er sich den Abend zuvor verborgen hatte, war an neunzig Fuß tief; es stürzt sich darein ein drei bis vier Ellen breiter Strom, der unten ein rundes Becken bildet und unter kleinen Gebüschen sich hinwindet. Nach vielem Suchen sahen sie endlich, daß der Bär an der Gegenseite der Schlucht unter einem Felsen saß und die Bewegungen seiner Verfolger beobachtete. Wayborne ließ seinen Sohn zurück, stieg die Schlucht hinab und die andere Seite hinan. Der Bär hielt sich still. Als Wayborne sieben Fuß von ihm war, stieß er mit der Heugabel auf ihn los, das Ungeheuer aber umklammerte ihn in dem Augenblick mit seinen Tatzen. Beide rollten wenigstens fünfundzwanzig Fuß in das Becken hinab, während der Bär an Waybornes linken Arm und an der Brust nagte und ihm fast die Gurgel zuschnürte.

160.

Schluß.

Durch große Anstrengung drängte Wayborne seinen rechten Arm so tief in den Rachen des Bären, als er konnte und suchte das Thier zu erdrosseln, wurde aber auf's neue durch die Gebüsche noch tiefer hinab in's Wasser gerollt. Der Bär hatte ihn fast bezwungen. Er that also sein Aeußerstes, stieß den Kopf des Thieres zum Theil unter das Wasser und machte es endlich so schwach, daß er seinen Sohn herunter rufen konnte, welcher aus Besorgniß für seinen Vater beinahe von Sinnen gekommen war. Der Knabe sprang herbei und schlug dem Bären mit dem Beile den Hirnschädel ein. Wayborne, obgleich ein rüstiger Mann, war kaum im Stande sich fortzuschleppen. Er war über drei Wochen an seinen Wunden bettlägerig, da die linke Schulter und der rechte Arm bis auf den Knochen und die Brust fürchterlich zerfleischt waren. Der Bär wog über vierhundertzwanzig Pfund.

161.

Büffon's Orang-Utang.

Büffon besaß einen Orang-Utang, der fast immer auf den Hinterbeinen aufrecht ging, wenn er schwere Sachen trug. Seine Miene war ziemlich traurig, sein Gang gesetzt, seine Bewegungen abgemessen, seine Gemüthsart sanft. Ein Wort, ein Zeichen reichte hin, und er that, was man haben wollte. Den Personen, die ihn besuchten, reichte er die Hand, und ging ganz ernsthaft, als Gesellschafter mit ihnen spazieren. Er setzte sich an den Tisch, nahm die Serviette aus einander, wischte sich den Mund damit ab, bediente sich des Löffels und der Gabel, um das Essen zum Munde zu bringen, goß sein Getränk in ein Glas, und stieß, wenn man ihn dazu aufforderte, damit an, holte eine Ober- und Untertasse, setzte sie auf den Tisch, that Zucker hinein, schenkte Thee ein, ließ diesen abkühlen, um ihn zu trinken.

162.

Schluß.

Dies alles that er, ohne daß weiter etwas als ein Wort, ein Zeichen von seinem Herrn nöthig war; öfters that er es aber auch von selbst. Er fügte Niemanden ein Leid zu, näherte sich jedem mit Vorsicht, und zwar in einer Stellung, als ob er um Freundschaft bäte. Vorzüglich liebte er Naschwerk, welches unstreitig zur Verkürzung seines Lebens beitrug; er lebte bloß einen Sommer zu Paris und starb den darauf folgenden Winter zu London. Er aß fast alles; nur zog er reife und getrocknete Früchte allen anderen Speisen vor; er trank Wein, aber in kleinen Portionen, und gab ihn gern für Milch, Thee oder ein anderes süßes Getränk hin. Zu einer Dame hatte dieses Thier eine so große Zeneigung, daß er einen Stock nahm, wenn Jemand sich ihr näherte und tüchtig losschlug. Nur Büffon konnte ihn dann beherrschen.

163.

Die Hunde auf Kamtschatka.

Eine Thiergattung, die zwar in allen Ländern zu den

Hausthieren gehört, aber nur in Rußland auf eine höchst sonderbare Art zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Menschen angewendet wird, sind die Hunde, von denen man fast bei allen Nomaden zahlreiche Heerden findet, und die besonders bei den Kamtschadalen, Ostjäken, östlichen Samojeden, Tungusen und bei einigen Stämmen der Mandschuren als Zugvieh gebraucht werden; eine Bestimmung, die sie sogar unter den Russen in der Irkutskischen Statthalterschaft (in Sibirien) haben, wo sie in einigen Gegenden die Stelle der Postpferde vertreten. Nirgend aber ist die Zucht dieser Thiere so wichtig und nothwendig, als in Kamtschatka, wo sie die einzige Gattung von zahmen, einheimischen Thieren ausmachen, und wo man ihrer eben so wenig entbehren kann, als in andern Ländern des Hornviehs oder der Pferde.

164.

Fortsetzung.

Die kamtschatkischen Hunde sind in der Größe und Gestalt nur wenig von den großen russischen Bauerhunden verschieden; aber ihre Sitten haben sie durch die Art ihrer Erziehung, Nahrung und Behandlung fast gänzlich verändert. Sie werden für die besten und dauerhaftesten Läufer unter allen sibirischen Hunden gehalten, und ihr Feuer ist so groß, daß sie sich oft im Ziehen die Glieder verenken, und daß sich ihre Haare von der heftigen Anstrengung, durch welche das Blut in die äußeren Theile getrieben wird, röthlich färben. Sie besitzen so viel Kraft, daß vier derselben, die man gewöhnlich vor einen Schlitten spannt, drei erwachsene Menschen nebst anderthalb Pud Gepäck mit großer Leichtigkeit fortziehen. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde beträgt fünf bis sechs Pud und ein einzelner Mann kann auf diese Weise bei schlechten Wegen dreißig bis vierzig, bei guten aber achtzig bis hundert und vierzig Werst in einem Tage zurück legen.

165.

Fortsetzung.

Der hohe Schnee, über welchen die Hunde, ohne einzu-

brechen, weglaufen, die steilen Gebirge und engen Thäler, dichten, unwegsamen Wälder, die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht, oder nicht fest genug zufrieren, die Stürme, welche den Schnee verwehen und keinen gebahnten Wege möglich machen, alle diese Umstände zusammengenommen würden das Reisen mit Pferden, selbst bei dem größten Ueberflusse an denselben, im Winter wenigstens verhindern, und es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Hunde, auch bei der größten Cultur, die Kamtschatka erhalten könnte, immer die vorzüglichsten und brauchbarsten Zugthiere bleiben werden. Auch ist die Liebhaberei für Hunde hier so groß, als sie es anders wo für Pferde ist, und nicht selten wendet man beträchtliche Summen auf den Ankauf derselben und auf die Schönheit ihres Geschirres.

166.

Fortsetzung.

Die Art, wie diese Thiere zu ihrer seltsamen Bestimmung erzogen werden, ist höchst sonderbar. Zu eigentlichen Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, welche hohe Füße, lange Ohren, eine spitze Schnauze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben und eine größere Munterkeit verrathen. Sobald diese Thiere sehen können, werden sie in eine finstere Grube geworfen, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis man sie für stark genug hält, einen Versuch mit ihnen anstellen zu können. Alsdann spannt man sie mit andern, schon abgerichteten Hunden an den Schlitten, vor welchem sie aus allen Kräften laufen, weil sie durch das Licht und durch so viele unbekannte Gegenstände in Schrecken gesetzt sind. Nach dieser kleinen Probe werden sie abermals in ihren finstern Kerker gesperrt, und diese Uebung wird so lange wiederholt, bis sie des Ziehens gewohnt und ihrem Führer folgsam geworden sind.

167.

Fortsetzung.

Von diesem Augenblicke beginnt ihr härtestes Schicksal, das

nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihnen der Sommer gewährt. Da sie nämlich in dieser Jahreszeit von keinem Nutzen sind, so bekümmert sich auch niemand um sie, sondern sie genießen eine völlige Freiheit, welche sie vorzüglich zur Stillung ihres Hungers benutzen. Ihre einzige Nahrung besteht in Fischen, denen sie die ganze Zeit über an den Flüssen auflauern, und die sie mit vieler Behendigkeit und List zu fangen wissen. Wenn sie einen Ueberfluß an denselben haben, fressen sie, gleich den Bären, nur die Köpfe, und lassen den Ueberrest liegen.

Doch diese Ruhe dauert nur bis in den October; denn dann versammelt jeder Eigenthümer seine Hunde und bindet sie in der Nähe seiner Wohnung an, wo sie zu erst weidlich hungern müssen, um sich ihres überflüssigen Fettes zu entladen und dadurch zum Laufen behender zu werden.

168.

Fortsetzung.

Sobald der erste Schnee fällt, geht ihre Plagezeit an, und dann hört man Tag und Nacht ihr schreckliches Geheul, durch welches sie gleichsam ihr hartes Schicksal zu beklagen scheinen. Bei dem schweren Loose, daß diese Thiere den Winter hindurch zu tragen haben, besteht ihre Kost aus gesäuerten oder in Fäulniß übergegangenen und getrockneten Fischen, und doch werden ihnen erstere als die bessere Speise nur zur Stärkung gereicht, weil man bemerkt hat, daß sie verweichtlicht werden und leichter ermüden, wenn sie diese Leckerbissen kurz vor dem Antritt einer Reise erhalten. Ihr gewöhnlichstes Futter sind verschimmelte und an der Luft getrocknete Fische, ein Schmaus, bei welchem sie sich selten anders als mit blutendem Maule sättigen können, weil Gräten und Zähne den größten Theil desselben ausmachen.

169.

Fortsetzung.

Für die Härte rächen sie sich aber auch durch ihre erstaun-

liche Gefräßigkeit, die keinen Gegenstand verschont, dessen sie habhaft werden können. Mit diebischer List steigen sie die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern ihrer Herren; mit unnatürlichem Heißhunger fressen sie Riemen und Lederwerk an, wo sie es finden, und so weit geht ihre Entartung, daß sie selbst, um die ekelhaftesten und von allen andern Thieren verabscheueten Dinge mit einander bis aufs Blut streiten.

Aber nicht bloß in ihrer Gefräßigkeit, sondern in der ganzen Eigenthümlichkeit der thierischen Sitten zeigt sich diese Entartung. Statt der Wachsamkeit, Treue und Anhänglichkeit, die der Hund überall seinem Ernährer zeigt, haben die kamtschatkischen Hunde einen heimtückischen Charakter angenommen.

170.

Fortsetzung.

Scheu und unfreundlich meiden sie ihren Herrn, unbekümmert um die Sicherheit seines Eigenthums, das sie gegen keinen Unbekannten zu vertheidigen wagen. Furchtsam und traurig schleichen sie einzeln umher und blicken beständig aus Mißtrauen um sich. Mit List und Betrug muß man sie vor die Schlitten zu spannen suchen; während dies geschieht, strecken sie sämmtlich die Köpfe empor und erheben ein wehmüthiges Geschrei; sobald aber die Fahrt beginnt, verstummen sie plötzlich und dann scheinen sie durch hundert tückische Streiche wetteifernd die Geduld ihres Führers ermüden oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. Wenn sie an eine gefährliche Stelle kommen, verdoppeln sie ihre Schnelligkeit im Laufen und um nicht von einem steilen Berge heruntergestürzt oder in einen Fluß geworfen zu werden, sieht man sich gewöhnlich gezwungen, ihnen den Schlitten zu überlassen, den man selten anders, als zerbrochen oder erst beim nächsten Dorfe wiederfindet, wenn es ihnen nicht gelungen ist, sich gänzlich in Freiheit zu setzen.

171.

Fortsetzung.

Doch so entartet auch die Hunde auf Kamtschatka sind, so

fehlt es ihnen dennoch nicht an Eigenschaften, durch welche sie den Menschen mit ihrem guten Willen nützlich werden können.

Außer dem Vortheil, daß man mit diesem leichten Geschöpfen in den unwegsamsten Gebirgen und über den tiefsten Schnee fortkommen kann, sind sie auch treffliche Wegweiser, die in der größten Dunkelheit und beim fürchterlichsten Schneegestöber das Ziel der Fahrt zu finden wissen. Wird der Sturm so heftig, daß man liegen bleiben muß, wie dies nicht selten geschieht, so legen sich die Hunde neben ihren Herrn und erhalten durch ihre natürliche Wärme sein Leben. Auch geben sie die sicherste Anzeige von bevorstehenden Stürmen, indem sie Höhlen in den Schnee graben und sich darin zu verbergen suchen.

172.

Schluß.

Durch diese und viele andere Eigenschaften ersetzen die kamtschatkischen Hunde bei weitem den Nachtheil, den ihre Unarten stiften, und welche Ursache sonst, als die hartherzige Behandlung der Menschen, trägt die Schuld der Entartung? So groß ihre Tücke sein mag, so kommt sie doch dem kalten Eigennutze und der Undankbarkeit noch nicht gleich, die diese herabgewürdigten und zur härtesten Knechtschaft gemißbrauchten Thiere von den Menschen erdulden. Kaum hat der kamtschatkische Hund durch das Uebermaß seiner Leiden das frühe Alter erreicht, so fördert ihm sein unerbittlicher Herr das Letzte ab, was er noch herzugeben vermag, seine Haut; und eben der hartbehandelte Hund, der seinem Herrn während eines kurzen und mühseligen Lebens so oft seine thierische Wärme mitgetheilt hatte, leistet ihm diesen Dienst auch nach dem Tode auf eine ähnliche Weise.

Vierte Abtheilung.

Geschichte.

173.

Ursprung des russischen Volks.

Das russische Volk ging laut den ältesten Nachrichten hervor aus einer Verschmelzung zweier Völker, Normannen, die an den Küsten der Ostsee wohnten und Waräger heißen und slawischen Stämmen. Seit dem neunten Jahrhunderte wohnten die Slawen, weit verbreitet, in verschiedenen Kolonien und unter verschiedenen Namen. Ihre ältesten Städte waren: Staraja Rus, an der Mündung der Lowat in der Nähe des Ilmensee's, Groß Nowgorod, Smolensk, Kiew, Tscheringow und einige andere.

174.

Fortsetzung.

Ackerbau und Handel waren ihre Hauptbeschäftigungen; besonders stand Nowgorod mit Constantinopel in einem Handelverkehr. Die Einwohner tauschten Pelzwerk, gesalzene und geräucherte Fische, Honig, Wachs und Salz gegen Wein, Tuch und köstliche Stoffe ein. Dadurch wurde Nowgorod so reich und mächtig, daß das Sprichwort sagte: „Wer ist gegen Gott und Groß-Nowgorod?" Man rühmte im Allgemeinen die Slawen, und in der That, sie waren gutherzig, rechtliebend und treu dem gegebenen Worte. Sie lebten einfach, meistens zerstreut in Hütten.

175.

Fortsetzung.

Sie hatten schon frühzeitig Städte. Indessen glichen ihre Städte nicht den mit stolzen Palästen prangenden Städten des Südens. Sondern sie legten roh zugehauene Baumstämme zusammen, verstopften die Ritzen mit Moos. Solche Wohnungen hatten die damaligen Städte. Daher heißt es in den alten Chroniken Rußlands: eine Stadt zimmern, nicht bauen. Die Slawen waren groß von Statur, stark von Gliedern, nicht sehr weiß von Farbe, ihre Haare, weder gelb noch schwarz, näherten sich vielmehr der röthlichen Farbe. Zu Fuß fochten sie in der Schlacht mit Schild und Lanze, nie trugen sie einen Panzer.

176.

Fortsetzung.

Die erste Regierungsform unter ihnen war patriarchalisch; der Vater war Herr und Regent der Familie; nachher ward sie aristokratisch, der tapferste war der Führer im Kriege.

Im Jahre 859 machten die Waräger, die sich unter dem Stamm der Normannen bereits in Deutschland, Frankreich und Britannien als kühne Seeräuber furchtbar gemacht hatten, von ihren Wohnsitzen, den Küsten der Ostsee aus, einen gewaltigen Angriff auf die Slawen. Sie unterwarfen die letzten und die ihnen verwandten Stämme, die Tschuden, Meren und Kriwitschen und legten ihnen einen schweren Tribut auf. Zu gleicher Zeit bedrängten die Chasaren andere Slawenstämme, die Polen, Sewerier und Wiatitschen, welche im Süden wohnten.

177.

Fortsetzung.

Ueber diesen schmachvollen Druck entrüstet, beschlossen die muthigsten ihr Joch zu zerbrechen und ihre Freiheit zu erkämpfen. Zu diesem Ende wählten sie sich einen verständigen und tapfern Anführer in dem Knäs Gostomysl, hörten auf, den

Tribut zu zahlen, schlugen die Waräger und vertrieben sie aus ihren Grenzen. Allein nun kam Uneinigkeit unter die Slawen und ihre Bundesgenossen; es war kein Friede und keine Sicherheit mehr. Daher rieth Gostomysl kurz vor seinem Tode seinen Landsleuten, einen mächtigen und tapfern Herrscher zu wählen, welcher den allgemeinen Frieden wiederherstellen und mit starker Hand aufrecht halten könnte.

178.

Fortsetzung.

Er schlug ihnen drei Brüder vor aus dem Volke der Waräger, in welchen diese Eigenschaften vereint waren. Man folgte seinem Rathe. Bald erschienen Abgeordnete von den Kriwitschen, Wessen und Tschuden vor den Warägern Rurik, Sineus und Truvor, welche Brüder waren, und sagten: „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber es ist darin keine Ordnung; kommt, über uns zu herrschen!" Die drei Brüder, edel von Geschlecht und berühmt durch Muth und Waffenthaten, nahmen diesen Vorschlag an. Sie beriefen einen zahlreichen Haufen, schieden für immer von ihrem Vaterlande und zogen in das Land der Slawen. Rurik nahm seinen Wohnsitz in Altladoga, Sineus in Bjelo-Ofero, im Lande der Wessen, und Truvor in Isborsk, bei den Kriwitschen.

179.

Schluß.

Smolensk und Polotzk, letzterem Volke gehörig, blieben unabhängig, denn sie hatten die Waräger nicht mit eingeladen. Alle drei Reiche begriffen die jetzigen Gouvernements Petersburg, Ehstland, Nowgorod und Pskow und heißen zusammen Rußland. Nach zwei Jahren starben Sineus und Truvor, Rurik vereinigte ihre Herrschaften mit der seinigen, verlegte jetzt seine Residenz nach Groß-Nowgorod an dem Ilmensee und ward Beherrscher von ganz Nordrußland. Durch Gerechtigkeit gab er seinen Unterthanen die ersehnte Ruhe wieder; in mehrere Städte, wie:

Polotzk, Rostow, Murom und andere, die er sich unterwarf, setzte er Statthalter aus seinen Landsleuten ein. So wurde das Russische Reich im Jahre 862 gegründet.

180.

Tod des Olegs.

Oleg, der Nachfolger des Ruriks, hatte ein Lieblingspferd, und die Wahrsager verkündigten, daß dieses Roß dem Fürsten Tod verursachen werde. Er bestieg es fortan nicht mehr und hörte nichts weiter von ihm. Endlich erfuhr er, daß es längst gestorben sei. Ueber die Verkündigung der Weissager spottend, ließ er sich an den Ort führen, wo die Gebeine des Pferdes lagen. „Das ist also das furchtbare Thier!“ sagte er, den Fuß auf den Schädel des Gerippes setzend. Allein darin war eine Schlange verborgen; sie biß Oleg in den Fuß und rechtfertigte auf diese Weise die Prophezeiung der Seher.

181.

Die Taufe des russischen Volks.

Die christliche Lehre machte mehr und mehr Fortschritte in Rußland und alle Religionsparteien bemühten sich, Wladimir selbst für sich zu gewinnen. Die scharfsinnigsten Lehrer der Juden, der Mahomedaner, der katholischen und der griechischen Kirche fanden sich in Kiew ein. Wladimir hörte sie alle an und gab endlich der griechischen Kirche den Vorzug.

Hierauf eroberte er die Stadt Korsun und verbreitete Schrecken in Constantinopel. Er verlangte die Schwester des griechischen Kaisers Basilius, mit Namen Anna, zur Gemahlin, welche ihm zugesagt ward, unter der Bedingung, daß er zum Christenthume übergehe. Leicht ging er dieses ein, da es schon sein eigener früherer Vorsatz war. Vermählung und Taufe fanden an einem Tage statt und die Folgen davon waren segensreich für das russische Reich, denn von dieser Zeit an mußte der blutige Götzendienst der sanften Christuslehre weichen.

182.

Schluß.

Nach seiner Rückkehr nach Kiew war Wladimir ein eben so hitziger Gegner seiner frühern Götter, als er kurz vorher ein Verehrer derselben gewesen war.

Der Gott Perun ward an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, mit Ruthen gepeitscht und in den Dnieper geworfen. Und damit er nicht von seinen Verehrern gerettet werde, ließ er ihn bis zu den ersten Wasserfällen dieses Flusses flössen. Eine unzählige Menge seiner Unterthanen taufte sich nun nach seinem Beispiele. Ohne gewaltsame Mittel suchte er die neue Lehre durch Unterricht und durch Anlegung von Schulen zu verbreiten. Die Bibel war schon im neunten Jahrhunderte von Cyrillus und Methodius in die slavonische Sprache übersetzt worden. Dies trug nicht wenig zur schnellen Verbreitung des göttlichen Wortes bei.

183.

Die Eroberung Rußlands durch die Mongolen.

Im Jahre 1224 wollte sich Dschingis-Chan der Westküste des Kaspischen Meeres bemächtigen und übertrug diese Eroberung zweien seiner tapfersten Anführer, Tschepe und Subbotai. Sie machten auf die Polowzer einen Angriff, diese flüchteten sich in das russische Gebiet und so wurden auch die Russen verwickelt in eine Niederlage von den unwiderstehlichen Mongolen. Wider aller Vermuthung verfolgten sie nicht ihren Sieg, sondern, anstatt tiefer in Rußland einzudringen, wandten sie sich plötzlich nach Asien und eilten in die große Bucharei mit Dschingis-Chan sich zu vereinigen. Hier versammelte dieser wilde Held seine Fürsten und Heerführer, um den eroberten Ländern auf einem allgemeinen Reichstage Gesetze zu geben.

184.

Fortsetzung.

Freudig ging er seinem Heere entgegen, das von den Ufern

des Dniepers kam. Mit Beifall hörte er die Berichte von dessen Siegen, und theilte reichliche Belohnungen unter die Tapfersten aus.

So lebten die Russen von ihren Schrecken wieder auf. Nur die rauchenden Trümmer der Städte und Dörfer beurkundeten ihnen die Anwesenheit dieser räuberischen Fremdlinge. Sie hielten das alles für einen Traum, und meinten mit sorglosem Leichtsinn, daß solche Uebel sie nie wieder treffen werden. An die Stelle Mstislaw des Dritten, der im Kampfe gegen die Mongolen gefallen war, erwählten die Kiewer den Fürsten von Smolensk, Wladimir zum Großfürsten.

185.

Fortsetzung.

Sechs Jahre waren verflossen seit der unglücklichen Schlacht an der Kalka, und die Russen hatten nicht die geringste Kunde von den Mongolen erhalten. Dschingis-Chan war in seine Heimat zurückgekehrt, wo er im Jahre 1227 starb. Er ernannte seinen ältesten Sohn Agadai zu seinem Nachfolger, und gab ihm auf dem Sterbebette den vielbedeutenden Rath, nur mit besiegten Völkern Frieden zu schließen. Agadai überließ sich zwar dem Wohlleben in seinen üppigen Palästen, dennoch aber glühete er vor Ruhmbegierde, und trug daher seinem Neffen Batu auf, die nördlichen Küsten des Kaspischen Meeres und die weiter liegenden Länder zu erobern. Das Loos über Rußland war geworfen.

186.

Fortsetzung.

Schon im Jahre 1229 kamen Polowzer und bulgarische Grenzwächter von den Ufern Urals nach Rußland und verkündigten, daß die Mongolen abermals im Anzuge seien. Dennoch vergingen noch drei Jahre, und dann erst erschien Batu an den Ufern der Wolga mit seinen Schaaren. Kaum hatten die Russen hiervon eine Nachricht bekommen, als die Mongolen schon vor Räsan standen. Die Befehlshaber dieser Stadt, so-

wie die benachbarten Fürsten, gingen dem Batu entgegen, seinen Willen zu vernehmen. „Wenn ihr wollt Frieden," sagte Batu, „so gebt uns den zehnten Theil eurer Habe." — „Das werden wir nach unserem Tode geben," erwiederten die Fürsten, und somit war der Krieg erklärt.

187.

Fortsetzung.

Jetzt setzte Batu sein unzählbares Heer in Bewegung und schloß Räsan, wo Fürst Jurry war, ringsum ein. Alle Städte, die auf seinem Wege lagen, wurden niedergebrannt, und die Einwohner ermordet. Fünf Tage vertheidigten sich die Bürger mit Tapferkeit; allein die Feinde lösten sich ab, die Belagerten aber, stets unter den Waffen, hielten sich mit Mühe auf den Füßen. Am sechsten Tage drangen die Feinde mit Sturm ein und mit ihnen alle Furien des Krieges. Es war kein Erbarmen; der Fürst mit seiner ganzen Familie kam unter dem Schwerte dieser Barbaren um, sowie alle seine Unterthanen. Mehrere Tage dauerte das Morden und dann erfolgte eine Todtenstille, denn jeder Mund war auf immer geschlossen.

188.

Fortsetzung.

Ein Aschenhaufen bezeichnete den Ort, wo Räsan und die umliegenden Klöster gestanden hatten. Georg, der Großfürst von Wladimir schickte dem Batu seinen Sohn, Wsewolod, entgegen, mit einem zahlreichen Heere, welches in der Schlacht bei Kolomna vernichtet wurde und den zweiten Februar 1238 standen die Mongolen bereits vor den Thoren Wladimirs. Moskau steckten sie vorher in Brand. Georg zog sich mit drei Neffen nach Jaroslaw zurück, Wladimir aber sollte sich vertheidigen. Mit Schrecken gewahrten die Bürger von den Wällen aus die Menge der Feinde und die ungemeine Leichtigkeit ihrer Bewegungen. Wsewolod und sein Bruder Mstislaw, mit ihren Frauen und Kindern waren in der Stadt zurückgeblieben.

189.

Fortsetzung.

Sie sahen ihren gewissen Tod voraus und baten daher den Bischof, sie zum letzten Schritte aus diesem Leben einzusegnen. Die Frauen und Kinder hatten sich in die Domkirche eingeschlossen und erwarteten die Entscheidung ihres Schicksals. Sie kam bald. Den dritten Februar 1238 überstiegen die Mongolen ein Bollwerk nach dem andern, und die Gräuel von Räsan wiederholten sich. Fast alle Einwohner wurden eine Beute des Todes, die Fürsten mit ihren Frauen auch. Jetzt theilten sich die Barbaren in mehrere Heerhaufen, durchzogen das Land in allen Richtungen, und Leichen und Aschenhügel bezeichneten ihren Weg.

190.

Fortsetzung.

An der Sita hatte Georg ein Häuflein Tapferer, 3000 an der Zahl, um sich gesammelt; mit ihnen wollte er noch einmal versuchen, sein sinkendes Glück zu stützen. Vergebens, den vierten März blieb er mit den Seinen in der Schlacht nach einer verzweifelten Gegenwehr. Nunmehr wandte Batu seine Schritte gegen Nowgorod unter gleichen Verwüstungen und Gräueln; Dörfer und Städte verschwanden, und die Häupter der Russen fielen zur Erde, wie gemähetes Gras. Aber kaum war er 100 Werst von Nowgorod, da änderte Batu seine Absicht. Die Sümpfe und undurchdringlichen Wälder dieser Gegend schreckten ihn wahrscheinlich.

191.

Fortsetzung.

Er zog sich in die Kalugasche Provinz, erstürmte Koselsk, welches sich sieben Wochen vertheidigte, und von Morden und Zerstören übersättigt, ging er an den Don in das Land der Polowzer, wo er einige Zeit rastete. Jaroslaw aber, Georgs

Bruder, eilte von Kiew nach Wladimir, die Würde eines Großfürsten zu übernehmen.

Leichen und Trümmer fand er in Wladimir. Doch, anstatt sich müssiger Trauer hinzugeben, legte er rüstig Hand an's Werk, um die Spuren der Verwüstung zu tilgen. Er berief die verschüchterten und umherirrenden Einwohner, welche dem Schwerte entronnen waren, sprach ihnen Muth ein, begrub die Todten, richtete neue Wohnhäuser auf, und bald kehrte Ruhe und Vertrauen wieder.

192.

Fortsetzung.

Thöricht war die Hoffnung der Russen gewesen, als sie wähnten, daß der fürchterliche Batu nicht wiederkommen würde. Er hatte seine Zeit angewendet, die Polowzer zu unterjochen; die Gegenden zwischen dem Don und der Wolga gehorchten ihm jetzt, und nun erschien er auf's neue an den Grenzen Rußlands, um sein angefangenes Werk zu vollenden. Dieses Mal sollte das südliche Rußland der Schauplatz seiner Verwüstungen werden. Perejasslawl, berühmt wegen seiner reichen und schönen Michaeliskirche, und Tschernigow sanken in Asche und Trümmer. Die Hauptabsicht des Tyrannen aber war auf Kiew gerichtet.

193.

Fortsetzung.

Weithin nach Osten und Westen war der Ruf dieser alten und mächtigen Stadt gedrungen, und das Gerücht von ihren Reichthümern lockte vornehmlich die raubgierigen Söhne der Steppen.

Majestätisch erhob sich Kiew am rechten, steilen Ufer des Dniepers; weiße Mauern mit hohen Thürmen und Thoren umschlossen es; glänzende Kuppeln unzähliger Kirchen strebten in die Luft; fruchtbare Gärten bedeckten in frischem Grün die Umgegend. Alles dies mußte einen solchen Feind, wie mit Zau-

bergewalt, anziehen. Mangu wagte nicht über den Dnieper zu gehen und Gewalt anzuwenden, sondern suchte die Bewohner von Kiew durch Schmeicheleien und List zur Uebergabe zu bewegen.

194.

Fortsetzung.

Sie waren aber gesonnen ihr Theuerstes theuer zu verkaufen; sie tödteten Mangu's Abgesandte und schwuren feierlich, keinen schimpflichen Frieden anzunehmen. Jetzt rückte Batus ganze Macht heran und, wie eine düstere Gewitterwolke, umlagerten sie die Stadt. Das Getöse der zahllosen Fuhrwagen, das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Stiere, die Stimmen der Kameele, so wie das Geschrei der tausend und tausend Menschenhaufen, drang bis in die Stadt. Die Fürsten, weniger entschlossen, als die Bürger, waren zum Könige von Ungarn entwichen. Dem Bojaren Dimitri hatte man den Oberbefehl anvertraut, und er rechtfertigte das bewiesene Vertrauen.

195.

Fortsetzung.

Aufmerksam beobachtete er die Bewegungen der Feinde, mit kaltem Blute traf er Vorkehrungen und Anstalten und sprach seinen Untergebenen Muth ein. Der erste Angriff der Mongolen war auf ein Thor gerichtet, welches das polnische hieß. Zu gleicher Zeit arbeiteten die Mauerbrecher Tag und Nacht gegen die Bollwerke, und ein Theil der Mauer stürzte ein. Die Kiewer stellten sich in die entstandene Lücke, mit ihren Leibern eine Mauer bildend. Ein Hagel von Pfeilen und Wurfspießen fiel über sie nieder; Todte und Sterbende wurden unter die Füße getreten, und Verzweiflung auf der einen, wüthende Habgier auf der andern Seite, rangen im blutigen furchtbaren Kampfe gegen einander.

196.

Fortsetzung.

Endlich bemächtigten sich die Mongolen doch der Mauer.

Die Russen aber zogen sich in eine Kirche, befestigten sie durch einen Verhack und erwarteten hier den Feind mit den Waffen in der Hand auf den andern Morgen. Aus mehreren Wunden quoll das Blut des tapfern Dimitri, doch mit fester Hand führte er noch seinen Speer, darauf denkend, wie der Boden den Mongolen jeden Fuß breit streitig zu machen sei.

Ermüdet von der Blutarbeit, rasteten die Mongolen auch die Nacht hindurch auf den Trümmern der erstürmten Mauer. Kaum aber erschien der Morgen, so begann auch der Kampf sogleich wieder. Bald hatten sie die schwache Schutzwehr der Russen überstiegen.

197.

Fortsetzung.

Eine Zeitlang fochten die Russen noch mit der letzten Anstrengung ihrer Kräfte, dann aber erlagen sie der Uebermacht, und über ihren Leichnamen drangen die Sieger in den Tempel der Mutter Gottes ein, den sechsten December 1240. Dimitri wurde lebend gefangen, und vor Batu gebracht. Zwar hatte dieser fürchterliche Eroberer kein Gefühl in seiner Brust für Menschentugend und für Menschenelend, aber mannhafte Tapferkeit wußte er zu schätzen. Mit Wohlgefallen betrachtete er den blutenden Vertheidiger seines Heeres einige Minuten; „ich schenke dir das Leben," sagte er dann, und Dimitri blieb als Gefangener in seinen Händen. Mehrere Tage feierten jetzt die Mongolen ihren Sieg in wilder Freude.

198.

Schluß.

Kiew, genannt die Mutter der russischen Städte, zerfiel, und ihre Herrlichkeit war dahin auf immerdar. Noch im 14. und 15. Jahrhundert lag sie in Trümmern, und das heutige Kiew ist nur ein schwacher Schatten seiner vergangenen Größe.

Fast alle Städte fielen in die Hände der Fremdlinge; Wladimir, Galitsch, Kamenez und andere ergaben sich. So war

denn ein grauenvolles Verderben über Rußland gekommen. Verödet lagen ganze Provinzen; die tapfersten Fürsten waren entweder in den Schlachten gefallen, oder in fremde Länder geflüchtet, oder irrten elend und hülfsbedürftig umher. Viele der edelsten Frauen schmachteten in Gefangenschaft als Sklavinnen der Barbaren, zu den niedrigsten Diensten verurtheilt.

199.

Die Schlacht auf dem Kulikowschen Gefilde.

Tataren, Polowzer, Chasarische Türken, Tscherkassen, Jassen, Juden aus dem Kaukasus, Armenier und sogar Genueser aus der Krym machten das Heer des Mamai aus. „Laßt uns die widerspenstigen Slawen züchtigen!" sagte er in einer Versammlung seiner Befehlshaber. Ihre Städte und Dörfer und Christenkirchen sollen in Asche verwandelt werden; uns werden wir mit russischem Golde bereichern!" Um seines Erfolges gewisser zu sein, verbündete er sich mit Jagello, Fürsten von Lithauen, und Oleg, Fürst von Räsan, schloß sich gleichfalls, verrätherischer Weise, an ihn an. Dimitri erfuhr bald, welches Ungewitter ihm drohe. Sofort ließ er einen Aufruf an die Fürsten Rußlands ergehen, aufzustehen gegen den allgemeinen Feind. Mit seltener Pünktlichkeit gehorchten sie.

200.

Fortsetzung.

Die Erinnerung an erlittene Schmach stählte ihren Muth zu dem mannhaften Entschlusse, Alles für Alles zu wagen. Hohe und Niedere eilten um die Wette zu den Panieren ihres Großfürsten; die Männer und Jünglinge versahen sich mit Waffen; die Greise, Weiber und Kinder aber fleheten in den Tempeln um den Beistand des Allerhöchsten. Bald waren 150,000 Mann Fußvolk und Reiterei schlagfertig, und Dimitri durchritt ihre Glieder mit frohen Erwartungen. Am sechsten September 1380 näherte er sich mit seinem Heere dem Don, wo der Feind schon seit drei Wochen stand. Man beschloß, über den Fluß zu setzen.

201.

Fortsetzung.

Am achten September war alles zur Schlacht bereit. Nochmals durchschritt Dimitri die Glieder, redete jede Abtheilung an und ermuthigte sie. Des Morgens um 6 Uhr erblickte man den Feind in den weiten Kulikowschen Ebenen. Dimitri brannte vor Ungeduld zu kämpfen und wollte im Vortrabe fechten. Seine Feldherrn suchten ihn davon abzuhalten. „Wenn ich mich hinter euch verstecke," sprach er, „so kann ich nicht rufen: Auf, Brüder, in den Tod für's Vaterland!" Mit dem Wahlspruch: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke!" griff er alsbald an, kämpfte wie ein gemeiner Krieger, und dann nur, als er sah, daß seine Krieger tapfer stritten, zog er sich in das Centrum der Truppen zurück. Lange schwankte das Glück unentschieden.

202.

Fortsetzung.

Auf einem Raume von zehn Werst floß das Blut der Christen und der Ungläubigen in Strömen. Es war neun Uhr; Fürst Wladimir stand in einem Hinterhalte und ertrug mit Verdruß, nur ein Zuschauer des Kampfes zu sein. Der Feind drängte hart heran und wollte sich einen Weg zum Hauptbanner der Russen bahnen, als plötzlich Dimitri von Volhynien, welcher den Oberbefehl des Hinterhalts führte rief: „Jetzt ist es an uns!" Wie eine Wetterwolke brachen diese frischen Schaaren hervor, stürmten unter die überraschten Feinde und entschieden das Treffen. Mamai sah die Schlacht von einer Anhöhe herab; er bemerkte das Wanken, Weichen und endlich die Flucht der Seinigen. „Groß ist der Gott der Christen!" sagte er und entfloh, den Uebrigen nach.

203.

Schluß.

Als sich die russischen Heerführer um die Hauptfahne versammelten, fehlte der Großfürst. Mit ängstlicher Besorgniß

suchte man ihn lange vergebens; endlich ward er, unter einem Baume bewegungslos liegend, aufgefunden. Man drängte sich um ihn, man rüttelte ihn, er schlug die Augen auf. Ein Streich im Kampfe hatte ihn von seinem Pferde gestürzt und betäubt. Bald erholte er sich, und die Freude der Sieger war jetzt vollkommen. Unermeßlich war die Zahl der Gebliebenen auf der Wahlstatt; einige Geschichtschreiber schlagen sie auf 200,000 Mann an.

Mamai floh, voll Scham und Ingrimm nach Kaffa, wo ihn die dort wohnenden Genueser hinterlistiger Weise tödteten. Dimitri aber verfolgte den fliehenden Feind nicht. Seine Zeitgenossen gaben ihm den Ehrennamen Donskoi, weil der Don Zeuge seines herrlichen Sieges gewesen war.

204.

Peter der Große.

Fedor Alexejewitsch hatte bei seinem Tode (1682) keine Verordnung über die Thronfolge hinterlassen und so ging die Krone auf seinen sechszehnjährigen Bruder Johann über. Allein dieser junge Prinz war schwächlich. Sein Bruder Peter war erst zehn Jahre alt. Zuletzt vereinigten sich die Bojaren dahin, beide Prinzen zu krönen und Natalia Kirilowna, die Mutter des jüngern, zur Regentin zu ernennen. Sie fand jedoch in der Großfürstin Sophia, ihrer Stieftochter, eine gefährliche Nebenbuhlerin. Sophia war älter als Natalia, war schön, geistreich. Und dazu stand der gewandte, erfahrene Minister Golitzin an ihrer Seite.

205.

Fortsetzung.

Peter wuchs kräftig heran. Sein Lieblingslehrer und Freund wurde Lefort, Sohn eines Kaufmanns aus Genf, der nach mancherlei Reisen endlich nach Moskau gekommen war. Er mußte nun dem wißbegierigen Peter von fremden Ländern und Gebräuchen erzählen. Als er ihm einst die Einrichtung des

europäischen Militärs lebhaft beschrieben hatte, sprang Peter begeistert auf und rief: „Das werde ich auch versuchen!“ In einem Dorfe bei Moskau errichtete er eine Kompagnie von funfzig Jünglingen seines Alters. Lefort wurde ihr Hauptmann, und Peter diente als Gemeiner. Aus dieser Kompagnie bildeten sich die zwei Garderegimenter Preobraschenski und Semenowski.

206.

Fortsetzung.

Ein Zufall leitete Peters Feuereifer auf einen andern Punkt hin. In einem Magazin des Kirchdorfes Ismailow fiel ihm unter alten Geräthschaften ein Fahrzeug von fremdartiger Bauart in die Augen. Sein ihn begleitender Lehrer der Befestigungskunst, Zimmermann, erklärte ihm, daß dieses ein Boot nach holländischer Bauart sei und mit Segeln auch bei widrigem Winde fahren könne. Dieser Gedanke erfüllte sogleich die Seele des jungen Monarchen, und diesem Augenblicke verdankt Rußland seine Seemacht. Denn von nun an, dachte er Tag und Nacht nichts anders, als Schiffe zu erbauen und eine Flotte zu haben. Man erinnerte sich des holländischen Schiffszimmermanns Brandt, der unter Alexei herbeigerufen worden war und noch in Moskau, aber in Vergessenheit, lebte.

207.

Fortsetzung.

Man holte ihn herbei; er setzte das aufgefundene Fahrzeug wieder in Stand. Mit unaussprechlicher Freude bestieg es Peter selbst, und mehrere Jahre hindurch war nun seine angenehmste Beschäftigung, ein Fahrzeug zu rudern und zu leiten. Er hatte dabei die natürliche Furcht vor dem Wasser überwunden. Bald begnügte er sich nicht mehr mit der beschränkten Fahrt auf Flüssen und Seen; nach dem Tode seiner Mutter, 1693, deren Aengstlichkeit ihn noch beschränkt hatte, ging er nach Archangel, um sich auf dem Meere selbst zu versuchen. Dort manövrirten vor ihm englische und holländische Schiffe. Noch hatte er keine Flotte, ernannte aber seinen Liebling Lefort im voraus zum Admiral.

208.

Fortsetzung.

In Kurzem bot sich ihm eine Gelegenheit dar, seine neue Land- und junge Seemacht im Ernste zu gebrauchen. Asow war in der Gewalt der Türken; Peter aber wollte einen Seehafen am schwarzen Meere haben. Zwei Kriegsschiffe, vier Galeeren, zwei Gallionen und vier Brander machten seine Flotte aus, die er theils am schwarzen Meere erbauen, theils auf den in dasselbe fallenden Strömen hinabfahren ließ. Er selbst befehligte das eine der Kriegsschiffe, Lefort das andere und nach mehreren Verlusten gelang es ihm endlich, sich in den Besitz von Asow zu setzen. Ein feierlicher Triumphzug verkündete hierauf den erstaunten Einwohnern von Moskau die beginnende Größe ihres jungen Monarchen.

209.

Fortsetzung.

Mehrere Beherrscher Rußlands, wie Johann Wassiljewitsch, Boris Godunow, Johann der Vierte, selbst der Vater Peters des Ersten, Alexei, hatten sich schon bemüht, ihr Volk durch herbeigerufene geschickte Ausländer zu bilden und aufzuklären. Noch aber waren die Fortschritte desselben im Ganzen unbedeutend, noch stand es, gegen die übrigen Nationen Europas, weit zurück. Dieses gab dem Czar Peter einen Gedanken, welcher groß genannt zu werden verdient. Er beschloß, seiner fürstlichen Größe für einige Zeit zu entsagen, als Privatmann fremde Länder zu bereisen, sich dort möglichst viele gemeinnützige Kenntnisse zu verschaffen, selbst den Hammer und die Axt zu führen, um alsdann sein Volk einsichtsvoller und geschickter zu machen.

210.

Fortsetzung.

Ein Gefolge von zweihundert Personen begleitete ihn. Seine Begleiter trugen orientalische, russische Kleidung, mit Gold

und Edelsteinen reich gestickt; unter ihnen verlor sich ihr Monarch, in einfacher deutscher Tracht. Die Regierung übertrug er dem Reichsrathe der Bojaren unter dem Vorsitze des Fürsten Romodanowsky, die Bewachung Moskaus seinen zwei Garderegimentern, unter dem Oberbefehl seiner Generale, Schein und Gordon, dem auch alle übrigen Truppen untergeben waren. Der schwedische Kommandant von Riga verweigerte dem Czar bei seiner Durchreise die Besichtigung der Festungswerke.

211.

Fortsetzung.

Sein Weg ging zuerst nach Holland, wo er sich zu Saardam unter dem Namen Peter Michailow in die Register der Schiffszimmerleute einschreiben ließ und eigenhändig die Arbeiten dieses Gewerbes verrichtete. Von da begab er sich nach England, wo seine Wißbegierde reichliche Nahrung fand. Von England kehrte er nochmals nach Holland zurück, ging nach Wien und war eben im Begriff, weiter nach Italien zu reisen, als man ihn durch eine unwillkommene Botschaft schleunigst in seine Staaten zurückrief. Vier Strelitzenregimenter, zusammen zehntausend Mann stark, welche an der lithauischen Grenze standen, hatten sich zu gleicher Zeit empört.

212.

Fortsetzung.

Sie hatten ihre Führer abgesetzt, neue gewählt und waren auf Moskau losmarschirt. Schein zog an der Spitze von zweitausend Mann Infanterie und sechshundert Reitern ihnen entgegen, suchte sie anfangs durch Vorstellungen zu gewinnen. Da aber diese fruchtlos waren, so griff er sie an, brachte sie in Unordnung und zwang sie die Waffen niederzulegen. Die Garderegimenter hatten sich hierbei vorzüglich hervorgethan. Bei seiner Ankunft fand Peter die Rebellen bereits in Ketten, sein Eintritt in die Hauptstadt war der Anfang einer strengen Ahndung.

213.

Fortsetzung.

Zur Belohnung für die treugebliebenen Bojaren stiftete Peter den ersten russischen Orden, den des heiligen Andreas, 1698.

Obgleich nur vier Strelitzenregimenter sich empört hatten, so beschloß Peter dennoch die Auflösung des gesammten Corps. Er mißtraute fortan seinem aufrührerischen Geiste. Nach Aufhebung des Corps errichtete er eine zahlreiche Infanterie; die verabschiedeten Strelitzen aber wurden in alle Städte des Reichs zerstreut. Der Tod entriß Peter dem Ersten seinen Liebling, den Grafen Lefort, welchen er aufrichtig betrauerte.

214.

Fortsetzung.

Er wollte sein Volk, auch dem Aeußern nach, den übrigen Europäern gleich machen, daher verbot er die Bärte und die lange asiatische Kleidung zu tragen. Um mehr Freiheit in den geselligen Umgang zu bringen, zwang er die Frauen nach englischer, deutscher oder französischer Mode sich zu kleiden und bei den Gelagen der Männer zu erscheinen. Das neue Jahr fing man in Rußland noch mit dem ersten September an, auf Peters Verordnung begann man es mit dem neuen Jahrhunderte vom ersten Januar. Mit der Türkei schloß er einen neuen Frieden auf dreißig Jahre, wobei ihm die Türken Asow zusicherten, obschon Schweden es zu hintertreiben suchte. Ein zwanzigjähriger Kampf gegen Schweden, dessen Thron der kriegerische Carl XII. bestiegen hatte, beschäftigte nun die Thätigkeit Peter I. ununterbrochen.

215.

Fortsetzung.

Die Jugend des anfangs wenig versprechenden Königs schien den benachbarten Staaten, Dänemark, Polen und Rußland, eine günstige Gelegenheit, entweder alte Ansprüche zu erneuern, oder Entwürfe zu ihrer Vergrößerung auszuführen.

Daher schloß Peter mit Polen, so wie auch mit Dänemark, einen Vertrag gegen Schweden. Denn sein Volk sollte auch durch den Handel groß werden, mit den europäischen Nationen in Verbindung treten, und hierzu bedurfte er eines Seehafens am Baltischen Meere, welchen er nur auf Kosten Schwedens erhalten konnte. Kaum war der Friede mit den Türken abgeschlossen, so verlangte er von Carl XII. Genugthuung für die Beleidigungen, welche er von dem Kommandanten von Riga bei seiner Durchreise erfahren hatte.

216.

Fortsetzung.

Karl der zwölfte verweigerte sie, und so ward der Krieg erklärt. Durch die Belagerung von Narva eröffnete Peter der Erste die Feindseligkeiten. Wider alles Vermuthen aber trat der Kronerbe Gustav Adolfs mit einer Kraft und Kühnheit auf, welche seine Gegner in Erstaunen setzte. Und die Schnelligkeit, womit er zuerst Dänemark besiegte und zum schleunigen Frieden zwang, beurkundete in ihm den gebornen Feldherrn. Mit einer kleinen, aber tapfern und wohlgeübten Armee flog er seinen von den Russen bedrohten Provinzen zu Hülfe, und in den ersten Jahren verloren die Russen alle Schlachten. Doch Peter verlor nicht den Muth. „Karl," sprach er, „wird uns so lange besiegen, bis er uns siegen lehrt." Und er hatte wahr gesprochen.

217.

Fortsetzung.

Durch Ausdauer und Uebung lernten seine Truppen allmälig die europäische Kriegskunst. Nach einigen Jahren zeigten einzelne Siege ihre Fortschritte. Peter eroberte Noteburg, behauptete es und änderte dessen Namen in Schlüsselburg um; ein gleiches Schicksal hatte die Festung Neuschanz; im folgenden Jahre 1703, im Mai, legte er den Grund zu Petersburg, wodurch Rußland einen Fuß in den Kreis der europäischen

Staaten setzte. Die Städte Dorpat und Narva öffneten hierauf den Russen die Thore; Karl aber, seinen Feind geringachtend, verfolgte seine Siege gegen August, König von Polen. Nachdem er den König von Polen zur Niederlegung der Krone gezwungen hatte, kehrte er zurück und schlug die Russen mit gewöhnlichem Glücke in vielen Schlachten.

218.

Fortsetzung.

Peter schlug den Frieden vor; Karl aber antwortete, daß er in Moskau mit seinem Gegner unterhandeln wolle, worauf der Czar bemerkte: „Mein Bruder Karl will den Alexander spielen, aber er wird in mir keinen Darius finden."

Endlich unternahm Karl der zwölfte die Belagerung von Poltawa und hier erlosch für immer der Stern seines Glücks. Den 27. Juni 1609 kam es zwischen beiden Gegnern zu einer entscheidenden Schlacht, wobei Peter die Seinigen selbst befehligte. Er trug einen so entscheidenden Sieg davon, daß die schwedische Armee gänzlich vernichtet oder gefangen ward. Mit Mühe entkam der König in das Türkische Gebiet. Und jetzt war der Kampf für immer zu Gunsten des Czars entschieden.

219.

Fortsetzung.

Von dem Schlachtfelde aus schrieb er an den Admiral Apraxin: „Gott sei Dank! Jetzt ist der Grundstein von Petersburg ordentlich gelegt." Zum Preis seines Wohlverhaltens ertheilten ihm seine Generale den Grad eines Generalmajors, und im Seedienst, den Grad eines Contre-Admirals.

Alles, was Karl bis jetzt erlangt hatte, verlor er durch die Schlacht bei Poltawa. August bestieg den polnischen Thron wieder, auf welchem Stanislaus kaum Platz genommen hatte. Dänemark bemächtigte sich Schonens, und Liefland, Ehstland, Karelien und ein Theil von Finnland unterwarfen sich dem russischen Scepter. Zuerst begab sich Peter nach seiner neuen

Hauptstadt, ließ daselbst das erste Kriegsschiff bauen, welchem er den Namen Poltawa gab. Schon erhob sich diese kaum gegründete Stadt mit beispielloser Schnelligkeit.

220.

Fortsetzung.

Als ein hülfloser Flüchtling lebte Karl unter dem Schutze des Sultans. Es gelang ihm durch List, Bestechungen und Schmeicheleien die Türken zu den Waffen gegen Rußland zu rufen. Der Krieg ward erklärt und Peter rüstete sich, denselben mit allem Nachdruck zu führen. Das Glück begünstigte anfangs die Waffen der Russen; sie besiegten mehrere Male die Türken und rückten bis an den Pruth vor. Allein je weiter sie vordrangen, desto spärlicher wurden die Lebensmittel, bis sich zuletzt der drückendste Mangel im russischen Heere einstellte. Die Türken, deren Heer jetzt aus 260,000 Mann bestand, umschlossen Peter mit seiner verschmachtenden Armee. Er mußte entweder in Gefangenschaft des Sultans zu gerathen befürchten, oder sich durchschlagen, und einem fast gewissen Tode entgegengehen.

221.

Fortsetzung.

Peter übersah das Schreckliche seiner Lage; daher schrieb er an den Senat durch einen Courier, dem es gelang sich durch die feindlichen Posten zu schleichen, wenn der Senat erfahren werde, daß der Czar gefangen sei, so möge er ihn als todt betrachten. Der Senat soll keine Rücksicht nehmen auf das, was man in seinem Namen erlassen werde, und ihm einen Nachfolger wählen. Hierauf zog er sich in sein Zelt zurück, und verbot, bis zum folgenden Tage, jedermann den Zutritt. Jetzt wagte Katharina, seine Gemahlin, einen bedenklichen Schritt: sie zerschnitt die Schnüre seines Zeltes, drang in dasselbe, ermuthigte ihn durch den Zauber ihrer Ueberredungskunst und entriß ihm die Einwilligung, um Frieden zu bitten.

222.

Fortsetzung.

Allein einem orientalischen Vornehmen darf man sich nicht ohne reiche Geschenke nahen; aber wo konnte man diese in einem Feldlager finden? Der Czar selbst gab das Beispiel der Einfachheit. Was that Katharina? Sie raffte alles, was sie von Kleidern und Kostbarkeiten an und bei sich hatte, zusammen, munterte die Befehlshaber auf, ein Gleiches zu thun, und so kam wenigstens so viel heraus, daß man sich an den türkischen Heerführer wenden konnte. Der hartnäckige Widerstand hatte ihn bereits in Erstaunen gesetzt; die Janitscharen wollten nicht mehr angreifen; auch erfuhren sie, daß eine bedeutende Verstärkung dem Czar zu Hülfe ziehe.

223.

Fortsetzung.

Daher war der Befehlshaber geneigt, einen vortheilhaften Frieden einem blutigen und ungewissem Kampfe vorzuziehen. Im Weigerungsfalle hatte Peter einen Angriff mit allen seinen Truppen beschlossen und dieselben bereits schon aufgestellt. Es erfolgte die Genehmigung des Friedens von Seiten der Türken. Peter versprach Asow und Taganrog zurückzugeben und die Rückreise des Königs von Schweden nicht zu hindern.

Karl der Zwölfte befand sich zu Bender, nicht weit von dem Lager der Türken, und erwartete von einer Stunde zur andern die Gefangennehmung des Czars. Wer beschreibt seinen Zorn, als er die Abschließung eines Friedens erfuhr?

224.

Fortsetzung.

Voll Ingrimm kam er zum Großvezier ins Lager und fragte ihn, wie er den Frieden ohne seine Zustimmung habe schließen können, da der Sultan den Krieg für ihn unternommen habe. Kalt antwortete der Vezier, daß sein Herr ihm

hierbei von den Angelegenheiten Schwedens nicht gesagt und denselben nur für das Beste der Pforte zu führen befohlen habe. „Aber," fuhr Karl fort, „warum machtest du Frieden?" „Unser Gesetz," entgegnete der Muselmann, „gebietet unsern Feinden Frieden zu bewilligen, wenn sie darum bitten." „Du konntest den Czar mit seiner ganzen Armee gefangen nehmen," versetzte Karl. „Und wer hätte in seinem Reiche regiert? Nicht alle Könige können in der Fremde sein!" Zornig verließ Karl den Großvezier.

225.

Fortsetzung.

Peter kehrte in seine Staaten zurück, machte seine sehr verminderte Armee wieder vollzählig, erhob Petersburg zu seiner eigentlichen Residenz, berief den bis jetzt in Moskau saßhaften Senat dahin und machte die Stadt zum Mittelpunkt der Regierung. In seiner Hauptstadt glich er mehr einem geschäftigen Hausvater, als einem Monarchen. Er unterhielt sich vertraulich mit den Matrosen, und da er geschickter und erfahrner, als sie war, so belehrte er sie in ihren Arbeiten. Auf den Zimmerplätzen ergriff er oft selbst das Beil und die Säge, und zeigte den Zimmerleuten die Arbeit an. Gewöhnlich ging er zu Fuß, bei ungünstiger Witterung aber bediente er sich eines kleinen zweirädrigen Wagens, ohne alle Bequemlichkeiten. Er sorgte auch zuweilen für die Belustigung seiner Unterthanen.

226.

Fortsetzung.

Endlich erfolgte die längst gewünschte Beendigung des Krieges mit Schweden. Der Friede wurde den 10. September 1721 zu Nystädt geschlossen, und Rußland blieb im Besitz von Livland, Ehstland, Ingermanland, so wie der Inseln Oesel, Dagö und Moon. Peter triumphirte über die bisher furchtbarste Macht des Nordens. Der Senat und die Geistlichkeit trugen ihm jetzt den Titel eines Kaisers an; die Gesandten von Frankreich, Deutschland, Polen, Dänemark und Preußen legten

ihm, bei ihren Glückwünschen diesen Namen bei. England und Holland hatten ihn schon gleich nach der Schlacht bei Poltawa anerkannt; das übrige Europa folgte diesem Beispiele, und seit dem Jahre 1721 führen die Beherrscher Rußlands den Kaisertitel.

227.

Fortsetzung.

Eine schmerzhafte Krankheit verbitterte die letzten Tage des Kaisers. Schon im Winter des Jahres 1723 litt er daran. Er beachtete sie aber nicht und die Krankheit verstärkte sich dadurch. Im Herbste des Jahres 1724 reiste er nach Schlüsselburg, um das Fest der Eroberung dieses Platzes zu feiern; besah die Bauten am Ladoga, machte einige andere Abstecher und kehrte nach Petersburg zurück. Von hier steuerte er nach Lachta am Finnischen Meerbusen, um die dort angelegten Eisenhämmer nnd Gewehrfabriken in Augenschein zu nehmen. Es war gegen Abend, als er in Lachta ausstieg. Plötzlich bemerkte er, daß ein Boot mit Soldaten und Matrosen auf eine Untiefe in der Nähe von Lachta strandete.

228.

Fortsetzung.

Sofort ließ er seine Leute in eine Schaluppe steigen und dem Boote zu Hülfe eilen; sie vermochten jedoch das Fahrzeug nicht zu lösen. Peter, der keinen Blick von der furchtbaren Scene gewendet hatte und sah, wie die Mannschaft des Bootes mit den Wellen kämpfte, scheute weder die einbrechende Nacht, noch die ihm selbst drohende Gefahr. Er ließ sich hinbringen, und da die Untiefe ihn verhinderte, dicht heran zu kommen, so sprang er in das Wasser, watete bis zum Boote, half es lösen und trug Sorge für die Erhaltung der Mannschaft. Dabei hatte er sich aber so erkältet, daß er nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg ein Fieber bekam und sich ins Bett legen mußte.

229.

Schluß.

In der Mitte des Januars 1725 fürchtete man schon für sein Leben. Die Schmerzen waren so furchtbar, daß er die

Besinnung verlor. Er wollte schreiben, vermochte es aber nicht; er verlangte nach seiner Tochter Anna und vermochte nicht mehr zu sprechen, als sie erschien. Katharina, die ihn schon in frühern Krankheiten gepflegt hatte, hatte seit mehreren Nächten sein Lager nicht verlassen.

Am Morgen des 25. Januars 1725, vollendete er. Seine Gemahlin warf sich auf die Kniee und betete: „Herr, öffne dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu Dir!"

Niemand bestritt dem Dahingeschiedenen den Beinamen des Großen. „Unser Dank," sagt der Erzbischof Theophanes in seiner Grabrede: „Unser Dank sei der Preis seiner Thaten! Peter ist unser Ruhm, der das Vaterland umstrahlen wird bis an das Ende der Ewigkeit."

Fünfte Abtheilung.

Lehrreiche Erzählungen.

230.

Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Kriegszeit in ein Dorf und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Tagelöhner sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt und es schneiete entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen. Allein sie gaben seinen Bitten kein Gehör. Nur ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden war und sich im Dorfe als Schmiedegeselle kümmerlich nährte, erbarmte sich des bittenden Tagelöhners und gab ihm seinen alten Mantel. Die Soldaten zogen fort.

231.

Fortsetzung.

Spät am Abend kam ein junger, schöner Officier, in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuze auf der Brust, in das Dorf geritten und ließ sich zu dem alten Mann führen, der dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Alte that, als er den Officier erblickte, einen lauten Schrei: „O Gott! das ist mein Sohn Rudolph!“ rief er, eilte auf ihn zu und umfaßte ihn mit beiden Armen. Rudolph hatte vor mehreren Jahren als Soldat in Militairdienst eintreten müssen und war wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit zum Officier erhoben worden.

232.

Schluß.

Er wußte nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedemeister gewesen war. Allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt und aus der Erzählung des Wegweisers erfahren, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte. Vater und Sohn weinten nun vor Freude, und alle Leute, die umherstanden, weinten mit. Rudolph blieb die ganze Nacht bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er wegritt, viel Geld, und versprach, auch ferner für ihn zu sorgen.

233.

Kindliche und brüderliche Liebe.

Ein Schiff, welches nach Indien fahren wollte, litt Schiffbruch. Ein Theil der Matrosen rettete sich ans Ufer; der andere begab sich wieder in's Meer auf einem Fahrzeuge, das sie aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes zusammengebaut hatten. Der Steuermann, welcher sah, daß das kleine, leicht zerbrechliche Fahrzeug zu schwer beladen war, meldete dem Capitain, daß es untersinken werde, wenn man nicht ein Dutzend Menschen in's Meer werfe. Das Loos wurde geworfen; es traf un-

ter andern einen Soldaten. Sein jüngerer Bruder fiel nun dem Capitain zu Füßen, und bat, daß man ihn statt seines Bruders in's Meer werfe.

234.

Schluß.

„Mein Bruder," sagte er, „ist eher im Stande, als ich, meinen Vater, meine Mutter und meine Schwestern zu ernähren; ohne ihn werden sie alle in dem äußersten Elende leben. Erhaltet sein Leben und werfet mich in's Meer, da ich ihnen nichts nützen kann." Der Capitain erfüllte endlich seine Bitte und ließ ihn in's Meer werfen. Der junge Mensch schwamm sechs ganze Stunden hinter dem Fahrzeuge her, bis er es endlich einholte. Jedermann wurde von seiner Standhaftigkeit gerührt; man nahm ihn wieder in's Schiff, und so rettete er sich und seinem Bruder das Leben.

235.

Der Einsiedler.

Ein Mann, der sich auf seine Schönheit, seinen Reichthum und hohen Rang nicht wenig einbildete, jagte einmal in einer einsamen Gebirgsgegend. Da erblickte er einen Einsiedler, der vor seiner Zelle saß und sehr ernsthaft einen Todtenschädel betrachtete. Der Mann ging zu ihm hin mit einem spöttischen Lächeln: „Warum betrachtest du diesen Schädel so aufmerksam? Was willst du denn sehen?" Der Einsiedler sah den Fragenden sehr ernsthaft an und antwortete: „Ich möchte gern wissen, wessen Schädel das ist, eines Reichen oder eines Bettlers? Aber ich kann es nicht herausbringen."

236.

Höflichkeit ziert jeden Stand.

Ein sehr vornehmer und reicher Mann, der eine ganze Provinz regierte, stand einst mit einem andern, gleichfalls reichen und angesehenen Mann auf der Straße und sprach. In

demselben Augenblicke ging ein armer Negersclave an den beiden Herren vorüber und grüßte sehr höflich, worauf der Gouverneur freundlich dankte.

„Wie?" fragte der andere Reiche, der mit ihm sprach. „Ew. Excellenz lassen sich so weit herab, daß Sie einem armen Sclaven für seinen Gruß danken?"—„Weshalb denn nicht?" antwortete ihm der Gouverneur. „Ich wollte nicht gern, daß ein armer Sclave, der nicht einmal eine Erziehung genossen hat, höflicher wäre, als ich."

Und der edle Mann hatte Recht! — Höflichkeit ziert jeden Stand.

237.

Der Hirtenknabe.

Ein Hirtenknabe weidete an einem schönen Frühlingsmorgen seine Schafe. Dabei war er fröhlich und sang die ganze Zeit. Der Fürst, der in jener Gegend jagte, ließ den Hirtenknaben rufen und sagte ihm: „Du bist ein so armer Knabe und bist so fröhlich, was ist dir denn Gutes begegnet?" Der Knabe sagte: „Mir ist heute nichts Besonderes begegnet; aber arm bin ich darum doch nicht; ich bin eben so reich, wie unser Landesherr, und ich habe noch Mancherlei, was der Landesherr für alle Schätze nicht kaufen kann."

238.

Fortsetzung.

„Du bist also ein reicher Knabe!" sagte der Fürst. „Darf ich fragen, worin bestehen deine Kostbarkeiten?" Der Knabe, welcher den Fürsten gar nicht kannte, sagte ganz unbefangen: „Nun, zum Beispiel, ich habe zwei Hände und zwei Füße, die werde ich nicht für hunderttausend Rubel abgeben, und dann habe ich auch zwei Augen, die werde ich gar nicht abgeben, und wenn der Fürst mir seine ganze Schatzkammer anbieten wird." „Aber," sagte der Fremde, „der Fürst ist doch reicher als du. Er hat auch zwei Hände, zwei Füße, zwei Augen und hat so

viel Geld, daß er sich jeden Tag ein neues Vergnügen machen kann."

239.

Schluß.

„Kann sein," sagte der Knabe; „aber die Hauptsachen, die einem Menschen Vergnügen machen, habe ich eben so gut, wie der Fürst. Die Sonne am blauen Himmel scheint für mich eben so freundlich, wie für den Fürsten, und Berge und Thäler blühen für ihn nicht schöner, als für mich." — „Bleib bei deiner Gesinnung," sagte der Fürst, „und wenn du einmal noch etwas brauchst, um zufrieden zu sein, dann komme zu mir; wir werden überlegen, womit ich dir helfen kann. Mein Haus wirst du schon finden, ich bin euer Landesherr."

240.

Heilmittel für Unzufriedene.

Saib war ein berühmter Gelehrter in Persien. Er war sehr arm und ertrug sein hartes Schicksal mit der Ruhe eines Weisen. Schmerzlich aber rührte es ihn, als er sogar barfuß gehen mußte, weil er kein Geld hatte, um sich Schuhe zu kaufen.

In sich gekehrt und fast murrend besuchte er den Tempel zu Kufa. Als er in den Tempel trat, sah er einen unglücklichen Krüppel, der keine Füße hatte und von einem Orte zum andern getragen werden mußte. Er richtete seinen Blick gen Himmel und sagte: „Ich danke Dir, Gott, daß ich Füße habe, auf denen ich gehen kann, wenn sie auch unbedeckt sind. Ach, dieser Verstümmelte ginge gewiß barfuß, wenn er Füße hätte."

241.

Gesundheit ist ein großer Schatz.

Kunz reiste einmal und kam matt und verdrossen bei einem Gasthofe an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben ließ. Er war sehr unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte und dabei nichts besseres essen konnte.

Kunz saß noch nicht lange im Gasthofe, als ein schöner Wagen heran gerollt kam, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ, was er in seinem Wagen verzehrte. Kunz sah ihm höhnisch zu und dachte: Wenn ich das alles hätte! Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du Lust, mit mir zu tauschen?“ — „Das versteht sich,“ antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken. „Steigen Sie nur aus, gnädiger Herr, und geben Sie mir alles, was Sie haben, ich werde Ihnen auch alles geben, was ich habe.“

242.

Schluß.

Jetzt befahl der Reiche seinen Bedienten, ihn aus dem Wagen zu heben. — Gott, welcher Anblick! Seine Füße waren gelähmt, er konnte nicht stehen, sondern mußte von seinen Bedienten so lange gehalten werden, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „Nun!“ fragte der Reiche, „willst du noch mit mir tauschen?“

„Bei Gott nicht!“ gab der erschrockene Kunz zur Antwort. „Ich will lieber Schwarzbrod essen und mein eigner Herr sein, als Wein und Braten haben, und wie ein kleines Kind von andern getragen werden. Gott behüte Euch!“

Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.

„Du hast Recht!“ rief ihm der Reiche nach. „Wenn du mir deine gesunden Schenkel geben könntest, so hätte ich dir meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, alles dafür gegeben. Ein armer gesunder Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel.“

243.

Die zwei Reisenden.

Zwei Reisende gingen einen Weg miteinander. Plötzlich bückte sich der eine und hob etwas auf. „Ei sieh doch,“ sagte er, „ich habe einen Geldbeutel gefunden!“ — „Wenn zwei Freunde zusammen wandern,“ fiel der andere ein, „so muß

man nicht sagen: ich habe, sondern wir haben gefunden." — „Um Verzeihung," erwiederte jener, allerdings habe ich ihn gefunden, und ich will ihn auch behalten."

Kaum hatte er dieses ausgeredet, als sie hinter sich ein Geschrei vernahmen und zwar nach Dieben, die einen Beutel gestohlen hätten.

244.

Fortsetzung.

„Ach Brüderchen!" rief der Finder desselben ganz erschrocken aus. „Hörst du dieses Geschrei? Siehst du jene, die uns verfolgen? Man wird den Beutel finden, wird nicht glauben, daß wir ihn ehrlich gefunden haben, und wir sind verloren." „O pfui," erwiederte der andere spöttisch, „du mußt nicht sagen: wir sind, sondern ich bin verloren. Denn da ich kurz vorher den Fund mit dir nicht theilen sollte, so bin ich wahrlich auch nicht gesonnen, den Galgen mit dir zu theilen."

Wenn du willst, daß dein Freund dir treu bleibe und im Unglücke dich nicht verlasse, so mußt du ihn auch an deinem Glücke Antheil nehmen lassen.

245.

Irret euch nicht!

Der berühmte und reiche Arzt Berthold Kuffner in Freiburg, saß im Jahre 1710 eines Abends, nach angestrengter Arbeit am Tage, in seinem Studirzimmer bei einem Fläschchen Wein, als ihm ein Fremder gemeldet wurde, der ein Empfehlungsschreiben an ihn hatte. Er ließ ihn eintreten und ersah aus dem Briefe, den ihm der Fremde brachte, daß dieser der Sohn eines Verwandten, des Malers Friedrich Herskneif sei. Er bat ihn, sich zu setzen, was jener auch that, obwohl etwas beklommen, denn das Zimmer, in welchem ringsum Skelette standen, schien ihm kein angenehmer Ort.

246.

Fortsetzung.

Kuffner bemerkte dies und sagte lächelnd: „Ei! Brüderchen! ihr seid Maler, wie der Brief besagt, und deshalb müßt

ihr, glaube ich, eure Studien am Skelett ebenfalls durchmachen; so werdet ihr euch also nicht scheuen vor den Knochen, die einst mit Fleisch überzogen waren, wie ihr. Sie werden euch nichts thun, seid also wohlgemuth und trinkt!" — Ein Fläschchen des besten Weins nach dem andern wurde geleert, und der redselige Kuffner erzählte dann auch die Geschichte eines seiner Skelette, eines Räubers, der im Gefängnisse gestorben war, und von dessen Gräuelthaten Kuffner viel zu erzählen wußte.

247.

Fortsetzung.

Der Fremde trank dabei immer hastiger und hastiger, und der alte Doctor genoß auch zu viel, so daß er, während der Gast das Wort genommen hatte, einschlief. Jetzt beugte sich dieser scheu zu ihm hinunter, um zu prüfen, ob der Doctor wirklich fest schlafe; als er aber zurücktrat und selbst kaum auf den Füßen stehen konnte, stieß er an das Skelett jenes Räubers, sank bei dem Geräusche entsetzt auf seinen Sessel zurück und fühlte nun plötzlich um seinen Hals die kalte knöcherne Hand des zusammenbrechenden Skeletts. Seiner nicht mehr mächtig, schrie er so laut auf, daß der Doctar davon erwachte, und bald auch dessen Diener herbeikamen.

248.

Fortsetzung.

Wie zermalmt sank der Fremde auf seine Kniee, und als Kuffner um sich schaute und das Geschehene errieth, sagte er scherzend: „Ei, ihr scheint mir sehr verweichlichter Natur, daß euch solche natürliche Dinge in Furcht gesetzt haben!" — „Herr," entgegnete der bebende Fremde, „ihr irrt euch! Hier waltet Gottes Fügung! Wißt, ich bin ein Räuber, jener war aber einst mein Hauptmann, und fordert mich jetzt zu Gericht." — Jetzt selbst erschrocken, glaubte anfangs Kuffner, daß Wein oder Wahnsinn aus dem Munde des Fremden spräche; dieser aber, wie getrieben von seinem Gewissen, fuhr fort:

249.

Fortsetzung.

„Der Brief ist falsch, und ich bin gekommen, mir die Gelegenheit zu erspähen, um mich eures Geldes und eurer Prätiosen zu bemächtigen. Meine Spießgesellen lauern nur auf ein Zeichen, das ich ihnen in der Nacht, wenn ihr mich als vermeinten Verwandten bei euch behieltet, zu geben gedachte. Liefert mich dem Gerichte aus, daß ich meinen Lohn empfange."

So wurde gethan. Bei dem Verhöre ergab sich noch, daß der jetzt Verhaftete einst bei einem Gelage mit seinem Hauptmanne saß und beide über das Jenseits spotteten. Da sagte unter Anderem der Letztere:

250.

Schluß.

„Brüderchen, wenn ich früher, als du, von hinnen scheiden und etwas von der andern Welt erfahren werde, werde ich nicht verfehlen, dir es auf verständliche Weise kund zu thun."

So geschah es auch. Im Augenblicke, als der Räuber die Umhalsung des Skeletts fühlte, erkannte er hier eine Fügung Gottes, und dieser unvorhergesehene Umstand brachte den Verbrecher zum Geständnisse. Der erzählte Fall ist aber gewiß einer der merkwürdigsten, da hier klar die Hand der Vorsehung zu sehen ist. Man muß sich dabei an die Worte Salomos erinnern: Böses Gewissen versiehet sich immer des Aergsten.

251.

Der arme Musikant und sein College.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eine große öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume und der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volks strömte hinaus, und Jung und Alt, Vornehm und Gering genossen dort ihr Leben. Es kamen auch viele Fremde, die an der Volkslust Antheil nahmen. Wo fröhliche Menschen sind, da kann auch der

hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist.

Und darum waren hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Harfenmädchen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

252.

Fortsetzung.

In Wien hielt sich damals ein Invalide auf, der von seiner kleinen Pension nicht leben konnte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen alten Hund hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß und den alten Hut im Maule hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten.

Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur angesehen, sie müßten Barmherzigkeit mit ihm gehabt haben.

253.

Fortsetzung.

Dünne weißen Haare deckten kaum sein Haupt; ein alter, fadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. In vielen Schlachten hatte er mitgekämpft und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die zwei andern bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen die fröhlichen Leute nicht auf ihn, obgleich er für seinen letzten Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft hatte und seine alten Märsche und Tänze mit aller Kraft spielte.

254.

Fortsetzung.

Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht

ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele; — heute Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. — Sein Pudel war in der That besser daran, er fand doch vielleicht auf dem Heimwege ein Knöchlein in einem Rinnsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war es ziemlich spät am Nachmittage. Des Invaliden Hoffnung war so nahe dem Untergange wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das vernarbte Gesicht.

255.

Fortsetzung.

Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete.

Als endlich alles fruchtlos blieb, und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirne in die hohle Hand, und die Erde saugte einige heimliche Thränen ein, und die sagt's nicht weiter.

Der Herr aber, der dort neben der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe.

256.

Fortsetzung.

Es schien, als wenn die Thränen wie siedend heiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären. Er trat rasch zu dem Alten, reichte ihm ein Goldstück und sagte: „Leihe mir deine Geige auf ein Stündchen!"

Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Sie war nicht so schlecht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Er stimmte sie, stellte sich darauf ganz

nahe zu dem Invaliden und sagte: „College, nun nimm du das Geld, und ich werde spielen.“

Der Fremde fing an zu spielen, aber so, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, daß sie gar nicht mehr dieselbe sei.

257.

Fortsetzung.

Denn ihr Klang ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Es schien, daß Engelstimmen in der Geige jubelten, und dann wieder, daß die Töne schweres Leid aus ihr heraus klagten; sie bewegten das Herz so, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen, sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jedermann sah, daß der Herr für den Armen geigte, aber niemand kannte ihn. Größer und größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jedermann sah ein, welche Absicht der Fremde hatte, und gab reichlich.

258.

Fortsetzung.

Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, was jeder hatte. Der Pudel knurrte. War es Vergnügen oder Aerger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Mache ihn leer, Alter!“ sprachen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll.“ Der Alte that es, und richtig! er mußte ihn noch einmal in seinen Rock leeren, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand mit leuchtenden Augen und spielte. Ein Bravo schallte über das andere. Alle waren entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ über.

259.

Fortsetzung.

Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Oesterreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch. Allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Hände und, ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?" rief das Volk. Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl, es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher. Wir müssen auch sein edles Beispiel nicht vergessen!"

260.

Schluß.

Der Herr hielt seinen Hut hin und aufs Neue flogen die Münzen in den Hut des Herrn, der diesmal für den Invaliden aufhob. Alle gaben, und als dann der Herr abermals das Geld in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!" „Lebe hoch!" rief das Volk. Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne es ihm reichlich!"

Und ich glaube, daß an diesem Abende in Wien zwei Glückliche mehr waren. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Noth enthoben war; und der andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugniß gab, um das man ihn beneiden möchte.

261.

Die Macht des Gewissens.

Ein reicher Juwelier in Holland machte eine Reise und nahm nur einen Bedienten mit. Dieser wußte, daß sein Herr kostbare Juwelen und eine große Summe Geldes mit sich führte,

und faßte den Vorsatz, ihn zu ermorden. Er sah sich die Gelegenheit aus, da sein Herr einmal vom Pferde stieg, nahm eine Pistole und erschoß ihn auf der Stelle. Dann hängte er ihm einen großen Stein an den Hals und versenkte ihn in ein nahes Wasser. Hierauf bemächtigte er sich des Mantelsacks, ritt fort der See zu, verkaufte die Pferde und schiffte sich mit den geraubten Schätzen nach England ein, wo er sich in einer Mittelstadt niederließ. —

262.

Fortsetzung.

Hier fing er einen anfangs ganz kleinen Handel an, um seinen Reichthum nicht zu verrathen. Vorsichtig benutzte er diesen, um sein Geschäft nach und nach, so daß es nicht auffallen konnte, zu erweitern. Nach einigen Jahren galt er als ein reicher und darum angesehener Kaufmann. Allgemein glaubte man, daß er sein beträchtliches Vermögen allein durch Fleiß und Klugheit erworben hätte. Er heirathete nun ein reiches Mädchen aus einer angesehenen Familie der Stadt, und weil er sich zugleich im Handel rechtlich und äußerlich ehrbar bewies, so bekam er bald ein städtisches Amt, stieg darauf von einer Würde zur andern und wurde endlich sogar Bürgermeister.

263.

Fortsetzung.

Dieses Amt verwaltete er so gut, daß die ganze Stadt mit ihm zufrieden war. Nur er selbst konnte nicht zur Zufriedenheit mit sich gelangen. Wenn er ein wohlthätiges Werk gethan, wenn er die vollste Gerechtigkeit geübt hatte, so trat ihm jene Stunde vor die Augen, wo er den tödtlichen Schuß that und seinen blutenden Herrn an den Fluß schleppte. Immer fürchtete er, daß die Stunde der Entdeckung kommen würde. Und sie kam auch.

Einst saß er als Vorstand bei dem peinlichen Gerichte, wie ein Mensch verhört wurde, der seinen Herrn ermordet hatte.

Die Zeugen wurden vernommen, und die Schuld des Angeklagten durch ihre Aussagen erwiesen. Die übrigen Mitglieder des Gerichts sprachen der Reihe nach das „Schuldig."

264.

Fortsetzung.

Nun war es an dem Bürgermeister, das Todesurtheil über den Verbrecher auszusprechen. Alle Zuhörer warteten darauf einige Minuten mit ängstlicher Spannung. Aber sein Gewissen war mächtig aufgewacht, als er einen Menschen verurtheilen sollte, mit dem er selbst in gleicher Verdammniß war. Seine Gesichtsfarbe veränderte sich, und er war unfähig ein Wort hervor zu bringen.

Endlich stand er von seinem Richterstuhle auf, stellte sich neben den Angeklagten und redete die Beisitzer des Gerichts so an: „Ihr seht hier ein Beispiel der gerechten Rache des Himmels. Nachdem ich dreißig Jahre lang meine böse That verhehlt habe, zwingt mich mein Gewissen jetzt, sie selbst an's Licht zu bringen."

265.

Fortsetzung.

Hierauf erzählte er, wie undankbar er seinen guten Herrn ermordet habe und fuhr fort:

„Dreißig Jahre lang kämpfte ich, durch äußerliche Rechtlichkeit mein Gewissen zu beschwichtigen; aber ruhig bin ich nie geworden. Jetzt, wo ich ein Todesurtheil über einen abscheulichen Verbrecher aussprechen sollte, stieg meine Seelenangst auf's Höchste, weil es, wie mit Donnerstimme, mir in das Herz rief, daß ich noch abscheulicher sei, als er. Ich kann und will dem Allmächtigen nicht länger widerstreben; ich fühle, daß mir seine Gnade auf ewig verloren ist. Demnach bezeuge ich hiermit vor ihm, dem Allgegenwärtigen, und vor dieser Versammlung, daß ich schuldig bin des schändlichsten, absichtlichen Mordes und fordere, daß über mich das verdiente Todesurtheil gefällt werde."

266.

Schluß.

Unbeschreiblich war das Erstaunen der Richter und aller Anwesenden, als sie hörten, wie ihr geachteter Bürgermeister ein solches Bekenntniß ablegte. Einige von seinen Freunden wollten ihn für wahnsinnig erklären; aber seine Reden widerlegten ihren wohlgemeinten Versuch. Andere waren der Meinung, daß ein gebessertes und sogar wohlthätiges Leben während ganzer dreißig Jahre die Schuld tilgen müsse. Aber der gequälte Selbstankläger beharrte auf der Forderung eines Todesurtheils und bat darum als um eine Gnade. Es wurde ihm endlich, nach Beobachtung der gehörigen Rechtsformen, gesprochen und er starb mit einem reuigen und bußfertigen Herzen. Das ist die Macht Gottes, des Heiligen, in unsrer eigenen Brust.

267.

Der wohlthätige Knabe.

In dem harten Winter des Jahres 1784 ging ich aus, um einen Freund zu besuchen. Als ich mich seiner Wohnung näherte, sah ich eine alte, arme Frau, die, auf ihren Stab lehnend, zitternd und mühsam von einem Hause zum andern schlich. Der Anblick des Elends, das aus dem Gesichte hervorleuchtete, sollte jedes menschliche Herz zum innigsten Mitleid bewegen. Aber eine geputzte Dame, die die arme Frau um ein Almosen bat, war gefühllos genug, sie hart und mit schnöden Worten von sich zu weisen. Ein mit einem schlechten Rocke bekleideter Knabe sah dies und es schien, er sagte seiner bei ihm stehenden Schwester, daß er der Frau etwas geben wolle.

268.

Fortsetzung.

Ungeachtet ihres scheinbaren Widerrathens nahm er jetzt ein Stück Papier aus der Tasche, faltete es auseinander, lief auf die näher kommende Frau zu und drückte ihr in die Hand eilig ein darin eingewickelt gewesenes Geldstück. Ich rief den

Knaben zu mir her; er kam, und eine unschuldige Schamröthe überzog sein redliches Gesicht, das er betroffen auf die Seite wendete. Ich sagte zu ihm: „Kleiner! warum siehst du mich nicht gerade an?“ — Er: „O! ich schäme mich so.“ — Ich: „Warum denn, lieber Kleiner? Du hast ja eben etwas Gutes gethan, und wegen guter Handlungen braucht sich der Mensch nicht zu schämen. Was hast du denn der armen Frau gegeben?“

269.

Schluß.

Er: „Einen Copeken! ich hatte nicht mehr.“ — Ich: „Brav, lieber Kleiner! Nun, damit du siehst, wie das Gute Gott und den Menschen gefällt, so werde ich dir fünf Copeken geben.“ — Ich gab ihm fünf Copeken, die er anfangs durchaus nicht annehmen wollte. Nach meiner starken Bitte nahm er sie endlich, dankte mir ganz verlegen und rannte davon. Mit inniger Freude sah ich ihm nach und wünschte, daß Gott den Knaben segnete. Aber ach! wie wurde ich gerührt, als ich sah, daß er zu der alten Frau lief und das ihm gegebene Geld ihr in die Hand drückte. Vergebens rief ich ihm nach; er rannte so eilig davon, als ob er etwas Schlimmes gethan hätte und wollte für seine gute Handlung weder gelobt, noch belohnt sein.

270.

Treue Freundschaft.

Einst trafen auf der Wanderschaft zwei Handwerksburschen zusammen, von denen der eine ein Schmied, der andere ein Schneider war. Sie reisten mehrere Wochen mit einander, bis sie endlich nach Polen kamen. Während dieser Zeit hatten sie sich genauer kennen gelernt, einander ihre Herkunft und ihre Lebensgeschichte erzählt und endlich Brüderschaft mit einander geschlossen. Sie theilten gewöhnlich unter sich alles, was sie an Lebensmitteln hatten, und halfen sich gegenseitig in Allem brüderlich aus. Es fügte sich, daß der Schmied in Polen krank wurde und in einem fremden Dorfe unter fremden Leuten, die nicht einmal deutsch verstanden, sich in's Bett legen mußte.

271.

Fortsetzung.

Hier wäre er übel daran gewesen, wenn er seinen Kameraden nicht bei sich gehabt hätte; denn er hatte kein Geld, und sein Felleisen war mit Allem, was sich darin befand, kaum wenige Rubel werth. Dies wurde nun freilich verkauft; aber das daraus gelöste Geld war bald verzehrt, und noch sah man keine Besserung. Nun bewies sich der Schneidergeselle recht brüderlich gegen ihn und verließ ihn nicht in seiner Noth. „Hier in diesem fremden Lande bin ich ihm der Nächste," dachte er bei sich selbst, und das war in der That. Er verkaufte daher von seinen Sachen ein Stück nach dem andern, bis ihm nichts mehr übrig blieb; aber er hatte dafür die Freude zu sehen, daß sein Kamerad durch seine Pflege wiederhergestellt wurde.

272.

Fortsetzung.

Dieser konnte ihm für die Treue, die er ihm bewiesen hatte, nicht genug danken und weinte manchmal an seinem Halse aus Bekümmerniß, daß er ihm seine verkauften Kleidungsstücke nicht wieder ersetzen konnte; aber der Schneider tröstete ihn darüber und sagte, Gott werde es ihn nicht vermissen lassen; ein Mensch ist verpflichtet, einem andern den Dienst zu leisten, und besonders in der Fremde muß keiner den andern verlassen. Sie reiseten darauf noch mit einander bis nach Warschau, der Hauptstadt von Polen, wo der Schmied Arbeit bekam, der Schneider aber nicht. Beide Freunde mußten sich hier also trennen.

273.

Fortsetzung.

Als der Schneider wieder auswanderte, gab ihm der Schmied eine Stunde weit das Geleite, und unter Vergießen heißer Thränen schieden sie, als wenn sie leibliche Brüder gewesen wären, ohne Hoffnung, sich jemals in dieser Welt wieder zu sehen. Der Schneider wanderte darauf durch Böhmen, Sach-

sen, Hessen, Lothringen bis nach Frankreich, wo er beinahe zehn Jahre blieb und bald in dieser, bald in jener Stadt arbeitete, ohne irgendwo sein Glück zu finden. Endlich kehrte er nach Deutschland zurück und gerieth in Frankfurt am Main unter die Werber, welche ihn überredeten, kaiserliche Dienste zu nehmen, und ihn als Rekruten nach Wien transportirten.

274.

Fortsetzung.

Da er aber schwächlich und fast beständig krank war, so entließ man ihn nach einigen Jahren aus dem Dienste. Fast nackt kam er nach Sachsen, um sich daselbst Arbeit zu suchen. Allein, da ihn in seinem elenden Anzuge Niemand in Arbeit annehmen wollte, so mußte er endlich betteln. Eines Abends spät sprach er in einem Dorfe — es war an einem Sonnabende — auch bei einer Schmiede um einen Almosen an. Es dünkte dem Meister, welcher mit vier Gesellen vor der Esse arbeitete, daß die Stimme des Ansprechenden ihm sehr bekannt sei. Er nahm die Hängelampe in die Hand, schaute dem Bettler ins Gesicht, und — „je Bruder! bist du es, oder nicht?" riefen Beide fast zu gleicher Zeit.

275.

Fortsetzung.

Und in der That waren es die beiden Kameraden, die seit der Trennung in Warschau nichts weiter von einander gehört hatten. Der Schmied, welcher unterdessen in dieser Schmiede in Arbeit gestanden und durch die Heirath der Wittwe, der sie gehörte, wohlhabend geworden war, war ganz außer sich vor Freuden. Er herzte und küßte den Schneider und schämte sich seiner nicht, obgleich er ein zerlumpter Bettler war. Er führte ihn mit lautem Jubel in seine Stube, drückte ihn in den Großvaterstuhl am Ofen nieder, sprang auf einem Beine, wie ein Knabe, und alle seine Hausgenossen sperrten vor Verwunderung die Augen weit auf.

276.

Fortsetzung.

„Lene!“ sagte er zu seiner Frau — „geschwind lauf hinauf und hole ein feines Hemd und meinen Sonntagsstaat herunter, daß der gute Freund sich ankleiden kann!“ Der Schneider wollte Allerlei dagegen einwenden, aber der Meister hielt ihm den Mund zu und sagte. „Schweig und sprich kein Wort! Du hast verdient, daß ich mit dir mein Gut theile!“ Es half nichts, der Schneider mußte sich in neue Kleider kleiden und aus einer langen Pfeife rauchen. Der Meister gebot ihm, sich gerade so zu pflegen, als ob er in seinem eigenen Hause wäre, und nachdem er in möglichster Eile sein Tagewerk vollends geendet hatte, setzte er sich mit ihm zu Tische, und ließ alle seine Leute hereinkommen, daß sie den Fremden nun recht genau besehen mußten.

277.

Fortsetzung.

Dabei erzählte er ihnen dann, wer der Fremde eigentlich sei und was es mit ihrer beiderseitigen Freundschaft für eine Bewandniß habe. Da freuten sich alle herzlich über den Ankömmling und besonders die Frau vom Hause, die ihren Mann sehr liebte und oft dem guten Schneiderburschen, der in Polen eine so treue Stütze für ihren Mann gewesen war, ehe sie ihn persönlich kannte, Gottes Segen gewünscht hatte. Der Meister ließ noch am nämlichen Abend zwei fette Gänse schlachten und auf den folgenden Tag alle Freunde und Gevattern des Dorfes zu sich zu Gaste laden. „Hurrah! das wird für mich ein Freudentag sein!“ rief er laut aus und schwang dabei seine Mütze vor Freuden.

278.

Schluß.

Der Sonntag kam, und in der Schmiede ging es so fröhlich zu, als wenn dort Kindtaufe gewesen wäre. Nachdem

die Mahlzeit geendigt war, erzählte der Schmied alle seine Begebenheiten und besonders, was er seinem Kameraden noch für einen Liebesdienst zu verdanken hatte. Der Schneider mußte dann seine Begebenheiten auch erzählen, und die Gäste gewannen ihn so lieb, daß sie durchaus darauf bestanden, daß er sich in diesem Dorfe niederlassen und ihr Schneider werden sollte. Der Schmied jauchzte darüber laut und versprach ihn mit Geld zu unterstützen, so viel er könne. Er hielt auch Wort; der Schneider blieb im Dorfe, verheirathete sich mit einer guten Wirthin und lebte froh und glücklich.

279.

Der Jägerbursche.

Ein in Polen wohnender, deutscher Unterförster sandte eines Abends seinen Sohn, einen vierzehnjährigen Burschen in ein benachbartes Dorf. Als der Knabe wieder nach Hause ging und kaum noch dreihundert Schritte von der väterlichen Wohnung entfernt war, sah er, daß etwas auf dem Wege saß, das er anfänglich für einen Hund hielt. Der Mond warf ein falbes Licht auf den Weg; der Schnee flinkerte, es war eine entsetzliche Kälte. Der Bursche that noch einige Schritte vorwärts und erkannte einen Wolf. In der Jugend hatte er oft gehört, daß, wenn der Bär jemand verfolgt, so sei es rathsam sich auf die Erde zu werfen und sich todt zu stellen.

280.

Fortsetzung.

In der Angst verwechselte er dies, meinte, daß er auf diese Weise sein Leben vor dem Wolfe retten konnte, und warf sich platt auf die Erde. Der Wolf näherte sich augenblicklich mit langsamen, bedächtigen Schritten, stand vor ihm still und schnoberte. Der Bursche rührte kein Glied. Jetzt umging ihn der Wolf, stand dann unten bei den Füßen still und fing an ihn zu beriechen und hier und da mit der Schnauze zu berühren. Ueberall traf er auf Kleidungsstücke. Er rückte immer

höher und höher nach dem Kopf herauf und kam an's Genick, an das erste Fleisch. Er leckte, er schnoberte und kniff mit den Lippen (das Wasser lief ihm dabei aus dem Rachen) dem Burschen in die Halsbinde.

281.

Fortsetzung.

Der Wolf fing jetzt lebhafter an zu lecken und heftiger, gieriger zu schnobern. Er trat mit einem Fuße über, so daß er den Hals des Burschen zwischen seinen Vorderklauen hatte.

„Jetzt Tod oder Leben!" dachte der Bursche. Mit der Schnelligkeit des Blitzes, faßte er den Wolf bei den Vorderklauen und zog ihn fest an sich so, daß er keinen Raum hatte, mit seinen Zähnen einzugreifen. Die Schnauze lag dicht am linken Backen des Burschen, die scharfe Zunge hing neben dem Munde des letzteren; der Wolf röchelte, als ob ihm die Kehle zugedrückt würde und kratzte mit seinen Hinterklauen die Waden des Burschen durch die Stiefel und Strümpfe blutig.

282.

Fortsetzung.

„Vater, Vater!" rief der Bursche, als er glücklich an der Hofthüre angelangt war, „Vater, Vater! um Gotteswillen! Vater, Vater!" wiederholte er in schrecklicher Angst, denn Niemand hörte; die Thüre war inwendig verriegelt; im Hause schlief alles. Er war erschöpft. Pochen konnte er nicht; seine Hände waren beschädigt. Mit dem Fuße wagte er nicht an die Thüre zu stoßen, weil er fürchtete das Gleichgewicht zu verlieren und umzufallen. Endlich rannte er rückwärts seinen Freund Wolf gegen die Thüre. Der Wolf knirschte. Da schlugen alle Hunde im Hofe an, und in dem Augenblicke waren alle auf dem Platze.

283.

Schluß.

„Vater!" rief der Bursche durch das Hundegebell, „um Gotteswillen mach auf! ich habe einen Wolf lebendig!" Jetzt

hörte der Unterförster, und die sorgsame Mutter war unten im Vorhause und öffnete die Thür. Auch der Vater war nun schon herbeigesprungen und stand mit einer geladenen Büchse im Anschlage. „Schieß nicht!" rief ihm der Sohn zu, „ich habe ihn auf dem Rücken. Mache die Scheune auf!" Er stellte sich mit dem Rücken gegen die Schauerthür und warf den Wolf mit einem Ruck auf die Tenne. Hier erwarteten die Hunde den Gefangenen, doch biß er drei derselben zu Schanden. Eine Kugel endete sein Leben.

284.

Der Sclave.

Ein Negersclave in Ostindien hatte sich durch sein christliches Betragen das Zutrauen seines Herrn erworben. Als dieser einst neue Sclaven brauchte, nahm er ihn mit auf den Markt, wo man mit Sclaven handelte und gebot ihm solche auszusuchen, die er für die besten hielte. Der Sclave hatte sie ausgesucht, da sah er noch einen abgelebten, alten Mann. „Massa (Herr)," sagte er, „den müßt ihr auch kaufen!" — „Warum?" fragte der Herr. — „O Massa," antwortete der Neger, „ihr müßt ihn haben!" Der Sclavenhändler, der den alten Neger ohnehin haben wollte, willigte ein. Nicht lange nachher, nachdem der arme, alte Mann seinem neuen Herrn angehörte, wurde er sehr krank. Der fromme Neger pflegte ihn, fütterte ihn und bezeigte ihm alle kindliche Aufmerksamkeit, so daß es seinem Herrn nicht entgehen konnte.

285.

Schluß.

„Was hast du mit dem alten Mann?" fragte sein Herr, „du bist so zärtlich und besorgt für ihn; ist er vielleicht dein Vater?" — „Nein, Massa," sagte der Sclave, „es ist mein Vater nicht." — „Oder einer deiner Anverwandten?" — „Nein, Massa, er ist kein Verwandter von mir." — „Wer denn, dein Freund?" — „Nein, Massa, er ist auch nicht mein Freund!" — „Nun, was denn?" fragte der Herr. „Er ist mein Feind,

Massa! Dieser Mann hat mich, als ich noch ein kleines Kind war, von meinem Vater und meiner Mutter weggerissen und in die Sclaverei verkauft. Und im Worte Gottes habe ich gelesen: „Wenn dein Feind hungrig ist, so speise ihn, dürstet er, so tränke ihn."

286.

Schönes Beispiel kindlicher Liebe.

Ein berühmter preußischer General war in seiner Jugend Edelknabe an dem Hofe Friedrichs des Großen. Er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich in ihrem Wittwenstande kümmerlich. Als guter Sohn wünschte er sie zu unterstützen, aber von seinem Gehalte konnte er nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, etwas für sie zu erwerben.

Jede Nacht mußte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemach des Königs wachen, um diesem aufzuwarten, wenn er etwas verlangte. Manchen war dieses zu beschwerlich, und sie übertrugen daher, wenn die Reihe sie traf, ihre Wachen gern an andere.

287.

Fortsetzung.

Der arme Page fing an, diese Wachen für andere zu übernehmen; man zahlte ihm dafür, und das, was er erhielt, schickte er dann seiner Mutter. Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief; allein es kam niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob ein Page da wäre oder nicht. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte. Er saß am Tische. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen hatte; allein er war über dem Schreiben eingeschlafen.

288.

Fortsetzung.

Der König schlich herbei und las den Anfang des Briefes. Es war geschrieben: „Geliebte Mutter! Jetzt ist es

schon die dritte Nacht, daß ich für Geld Wache halte. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indeß freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbei schicke."

Gerührt über das gute Herz dieses Jünglings stört ihn der König gar nicht, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen Ducaten, steckt ihm in jede Tasche eine und legt sich wieder zu Bette. Als der Edelknabe erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, woher es gekommen sei.

289.

Schluß.

Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter noch besser unterstützen konnte, doch erschrak er auch zugleich, weil der König ihn schlafend gefunden hatte. Am Morgen, sobald er zum Könige kam, bat er demüthig um Vergebung wegen seines Dienstfehlers und dankt ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn zum Officier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stelle brauchte.

Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher und diente den preußischen Königen als ein tapferer General bis in sein hohes Alter.

290.

Der dankbare Wilde.

Ein alter, rechtschaffener Geistlicher, der sich aus eigenem Berufe nach Westindien unter die Wilden begeben hatte, um sie besser und glücklicher zu machen, erzählt folgende Begebenheit.

Einst gegen Abend kehrte ich mit meinem Hausgenossen von einem Spaziergange zurück; plötzlich hörten wir an der Oeffnung eines Waldes einen kläglichen Ton, gingen ihm nach und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet war. Es schien, er wartete auf sein Ende. Anfangs

wollte er nicht mit uns reden. „Ach," sagte er endlich, „heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf und hoffte nach meiner Heimath zu kommen; nun habe ich mich verirrt, es wird dunkel, ich bin müde und muß hier liegen bleiben.

291.

Fortsetzung.

„Hier werden Schlangen oder wilde Thiere oder meine Feinde meinem Leben ein Ende machen! Mein armes Weib! Meine armen Kinder!" Uns jammerte seiner. Ich bat ihn mitzugehen. „Aber du kennst mich nicht!" sagte er. — „Ich brauche dich nicht zu kennen, komm nur mit!" So führten wir ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so daß uns nur eine dünne, leinene Wand trennte. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch. Ich hörte, daß der Wilde von seinem Lager aufgestanden war, ich erschrak und fing an zu horchen. Aber wie ungerecht war mein Schreck!

292.

Schluß.

Ich werde es nie vergessen. Er kniete nieder und betete mit folgenden Worten: „O Gott, ich danke Dir, daß auf meinem Wege die Sonne geschienen hat! Ich danke Dir, daß mich keine Schlange gestochen, daß mich kein wildes Thier angefallen hat, daß mir meine Feinde nicht begegnet sind; ich danke Dir, daß dieser gute Fremde gekommen ist und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott, wenn dieser gute Fremde, oder seine Freunde, oder seine Nachkommen reisen, so gieb ihnen auch die Sonne auf ihrem Wege, so bewahre sie vor Schlangen und wilden Thieren und vor ihren Feinden; und wenn sich einer verirrt und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn in seine Hütte aufnimmt!"

293.

Der Geizhals.

Ein reicher Rentner, Namens Pecoil, welcher gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts zu Paris wohnte, hatte ein Kellergewölbe, wo er sein Geld und Silber aufbewahrte. Er ließ zu dieser Höhle eine eiserne, mit einer Springfeder versehene Thüre machen, die sich von selbst wieder zuschloß, sobald man sie geöffnet hatte. Der Schlosser, welcher dieses Wunderschloß verfertigt hatte, sagte zu dem reichen Kauz: „Die Feder, die ich Ihnen da gemacht habe, ist furchtbar. Wenn Sie ein einziges Mal versäumten, sie festzubinden, so werden Sie unfehlbar in der nämlichen Schlinge gefangen sein, die Sie andern legen."

294.

Fortsetzung.

Mehrere Jahre verstrichen, während welcher der Rentner alle Tage in den Keller hinunterging, um nach Herzenslust seinen Mammon zu betrachten. Jeden Tag sah er, daß sein Schatz sich häufte, und mit Wollust wälzte er sich auf den aufgethürmten Goldsäcken, die er unabläßig zählte und von neuem in Ordnung stellte. Eines Tages, als er seine Geizhalsfreuden kostete, vergaß er die verderbliche Feder zu befestigen, und plötzlich ward er eingesperrt mit seinem Golde und mit der Verzweiflung. Er ruft, er schreit, er heult, umsonst. Sein Gewölbe wurde für ihn ein Grab.

295.

Schluß.

Er bleibt allein mit dem Hunger und mit seinem Reichthum. Er hätte ihn gern hingegeben für ein Stück Brod, für ein Glas Wasser. Unterdessen suchte man ihn allenthalben; man schrieb eine Belohnung für denjenigen aus, der etwas von ihm berichten könnte. Endlich erfuhr der Schlosser das Verschwinden des Kapitalisten; er dachte sogleich an die Gefahr der Feder und zweifelte nicht, daß sie das Werkzeug seines Todes

geworden war. Er ging zu der Gattin des Unglücklichen und entdeckte ihr den verborgenen Schlupfwinkel. Man erbrach gewaltsam die Thür des Gewölbes und fand den Besitzer der darin enthaltenen Schätze vor Hunger gestorben.

296.

Barmherzigkeit.

Im Herzogthum Mecklenburg lebte zu Anfange unseres Jahrhunderts ein wahrhaft christlich gesinnter Pächter auf einem Edelhofe. Dieser besuchte seinen Schwager, der in einem andern Dorfe wohnte, und blieb bei selbigem über Nacht. Als beide in vertraulichen Gesprächen vor der Hausthür saßen, ging ein kleines Mädchen in ganz zerrissenen Kleidern vorüber. Der Pächter bemerkte es und sagte zu seinem Schwager, auf dasselbe hindeutend: „Wie das Mädchen elend einhergeht! Ihre Mutter muß ein faules und gottvergessenes Weib sein."

Der Schwager antwortete: „Ach, sie hat weder Vater noch Mutter mehr, sie hat niemand, der sich ihrer annähme!"

297.

Fortsetzung.

„Vor einem Vierteljahre sind beide Eltern gestorben. Ja, es sind arme Waisen. Wenn sie hungrig sind, so setzen sie sich vor der Leute Thür hin, und nehmen das Stück Brod, das ihnen gereicht wird, dankbar an. Aber betteln können sie nicht, dazu sind sie zu schamhaft."

Diese Worte griffen dem guten Pächter ans Herz. „Gott erlaubt nicht," sagte er, „unschuldige Kinder im Elende zu verlassen. Ich muß euch gestehen, Schwager, daß ich große Lust habe, sie zu mir zu nehmen."

Der Schwager und seine Frau bemühten sich, ihm diesen Vorsatz auszureden.

298.

Fortsetzung.

Sie erinnerten ihn an seine eigene Famile, an das Be-

VARNU LINNAARHIIV

schwerliche eines solchen Unternehmens und an die nothwendige Zustimmung seiner Gattin. Er hatte sich aber fest entschlossen, und deshalb beachtete er nicht ihre Vorstellungen.

Während der Nacht schlief er und sann dem Beschlossenen weiter nach. Am andern Morgen ließ er die älteste unter den drei Waisen zu sich rufen. Es war ein Mädchen von zwölf Jahren, ein bescheidenes hübsches Kind.

„Wie ich höre," fing der gute Pächter an, „so hast du deine Eltern verloren, und ich sehe an deinen Kleidern, daß du sehr arm bist. Aber hast du keine Verwandte, die sich deiner und deines Bruders und deiner Schwestern erbarmten?"

299.

Fortsetzung.

„Verwandte?" sagte das Kind. „Ach ja; aber sie sind zu arm und daher denken sie gar nicht an uns."

Das fuhr dem guten Manne wie Blitz durch's Herz. „Möchtest du mit mir reisen und meine Tochter werden?" fragte er sanft.

„Ach, wie gern!" antwortete das Kind und blickte ihn mit treuen nassen Augen an.

„Gut!" sagte der Pächter. „Aber ich bin zu Pferde hier und kann für diesmal niemand, als deine kleine Schwester mit mir nehmen, die ich gestern sah. Bringe sie zu mir. Dich und deinen Bruder hole ich darnach."

Das Mädchen ging und holte ihre kleine Schwester, welche damals vier Jahre alt war.

300.

Fortsetzung.

Der freundliche Pächter wußte bald das Vertrauen des kleinen Mädchens zu gewinnen, und es zog freudig mit ihm.

Als er nach Hause kam, fragte ihn seine Frau: „Mann, was ist das für ein Kind?"

„Es ist dein Kind, liebe Frau!" war seine Antwort. „O nein, sage recht!" entgegnete sie.

Nun erzählte er ihr den Vorfall, und während seiner Erzählung klammerte sich die Kleine fest an und weinte. Es dünkte ihn, als wenn es wieder einen Vater verlieren sollte. Aber die Frau war ihres guten Mannes werth. Sie weinte selbst, indem sie die kleine Waise zu sich zog, auf ihre Arme nahm und mit den Worten zu trösten suchte: „Weine nicht, mein Töchterchen, ich will deine Mutter sein!"

301.

Fortsetzung.

„Aber Frau," hub jetzt der Mann an, „es sind noch zwei andere Kinder da, eine Schwester und ein Bruder, denen es nicht besser geht."

„Nun, mit Gott!" sagte sie, „wenn du willst, so hole sie auch. Gott wird ja für Brod sorgen."

Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen. Am nächsten Morgen früh, spannte er einen Wagen an, und war zeitig bei seinem Schwager.

Doch der Gutsherr des Dorfes war ganz anderen Sinnes. Er ließ den Pächter rufen, schalt ihn, daß er ohne Erlaubniß das jüngste Kind mit sich genommen und sagte: „Der Vater dieser Kinder ist mir funfzig Thaler schuldig geblieben."

302.

Schluß.

„Gnädiger Herr!" antwortete der edle Pächter; „wenn sie durchaus funfzig Thaler haben wollen, so reise ich nach Hause und hole sie."

Er ritt wirklich heim, kehrte mit dem Gelde zurück, bezahlte die Schuld und nahm die Kinder mit sich.

Wenn man ihn in spätern Jahren um seine Kinder befragte, so antwortete er gewöhnlich mit frohem Herzen: „Ich habe zehn Kinder; sieben eigene und drei habe ich gekauft."

Er erzog die drei Waisen gleich seinen eigenen Kindern, und das hatte er niemals zu bereuen. Sie geriethen wohl,

arbeiteten für ihn nach ihren Kräften, lebten glücklich, und blieben lebenslänglich dankbar.

303.

Ein guter Sohn, der im Glück sich nicht seiner geringen Eltern schämt.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten General Ziethen stand auch ein Rittmeister, mit Namen Kurzhagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüth. Seine Eltern waren arme Landleute in Mecklenburg. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wieder zu sehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Als er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie mit Freudenthränen.

304.

Fortsetzung.

Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen und aßen immer mit ihm an einem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte.

Einst spottete ein Officier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische säßen. „Warum soll ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar achten?“ war seine Anwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.“

Der brave General Ziethen hörte von diesem Vorfall und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern des letztern wünschten dieses Mal selbst, nicht am Ttsche zu erscheinen, weil sie dachten, daß sie verlegen sein würden.

305.

Fortsetzung.

Als man sich zu Tische setzen wollte, fragte der General. „Kurzhagen, wo sind ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit

Ihnen an einem Tische.“ Der Rittmeister lächelte und konnte nicht sogleich antworten.

Da stand Ziethen auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen auf's freundlichste. Als man anfing Gesundheit auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sagte: „Meine Herren, wir wollen trinken auf die Gesundheit dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr werth ist, als ein hochmüthiger Rittmeister!“

306.

Schluß.

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich der Zweite freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Höre Du, Rittmeister,“ sagte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammst Du eigentlich? wer sind deine Eltern?“ — „Ew. Majestät,“ antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück theile, was ich Ew. Majestät verdanke.“

„Es ist recht,“ sagte der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerther Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht, geboren zu sein.“

307.

Seltene Uneigennützigkeit.

In dem siebenjährigen Kriege, der Deutschland verheerte, ward ein Rittmeister zum Fouragieren commandirt. Er begab sich an der Spitze seiner Escadron nach der ihm angewiesenen Gegend, einem einsamen Thale, wo man nichts als Buschwerk sah. Er ward indeß einer armseligen Hütte ansichtig, pochte an, und es trat ein alter Mann mit einem eisgrauen Kopfe

heraus. „Vater," redete ihn der Officier an, „zeiget mir ein Feld, wo meine Leute fouragiren können." — „Gleich," erwiederte der Alte, erbot sich zum Wegweiser an und führte die Schwadron das Thal hinab. Nachdem sie etwa eine Werst marschirt waren, trafen sie ein schönes Gerstenfeld an.

308.

Schluß.

„Das ist es, was wir suchen," sagte der Rittmeister. — „Gedulden Sie sich einen Augenblick," sagte der Greis, „und Sie werden befriedigt werden!" Sie marschirten also weiter und gelangten bald bei einem andern Gerstenfelde an. Die Reiter stiegen von den Pferden, mäheten das Feld ab, banden die Gerste auf die Pferde, saßen wieder auf und ritten davon. Darauf sagte der Rittmeister zu seinem Führer: „Guter Mann, Ihr habt uns unnöthiger Weise weiter marschiren lassen; das erste Feld war besser als dieses." — „Das kann sein," antwortete der Alte, „aber es gehörte nicht mir."

309.

Ein treuer Diener.

Zu den frommen Männern, die nach Palästina wallfahrteten, um an dem Grabe des Erlösers zu beten, gehörte auch um das Jahr 1403 der Herzog Ludwig von Brieg in Schlesien. Die Bitten seiner Gemahlin, die Vorstellungen seiner Räthe vermochten nicht seinen Vorsatz zu ändern. Am Sonnabend vor Ostern des Jahres 1404 begab er sich auf die Pilgerschaft, ohne der vielen ihm nachgeweinten Thränen zu achten.

Seine Reise war glücklich. Er langte wohlbehalten in Jerusalem an, sah alle heiligen Orte, betete in der Kirche zum heiligen Grabe und glaubte, daß er seinem Gelübde vollkommen genügt hatte.

310.

Fortsetzung.

Es erwachte in ihm das Heimweh nach deutscher Luft und deutscher Sitte, und er eilte mit verlangendem Herzen der Mee-

resküste zu, um sich nach dem Vaterlande einzuschiffen. Gott hatte es anders über ihn beschlossen. Schon war er von den heiligen Orten etliche Meilen entfernt, als plötzlich eine Schaar Türken ihn überfiel, seine Begleiter tödtete und ihn gefangen nahm. Alle seine Hoffnungen waren dadurch mit einem Streiche vernichtet. Fern von seiner Heimath mußte er bei einem rohen Herrn als Sclave dienen und unter täglichen Peitschenhieben und bei ärmlicher Kost die mühseligsten Arbeiten verrichten.

311.

Fortsetzung.

Seine treue Gattin, die Herzogin, war von ihm bei der Abreise von Jerusalem benachrichtigt worden, daß er zur See zurückkehren wolle. Mit Sehnsucht wartete sie von einem Monat zum andern, aber immer vergeblich. Sie sandte Boten nach den italienischen Seehäfen, um sich nach ihm zu erkundigen, aber diese konnten keine Spur von ihrem Herrn entdecken.

Die Unterthanen nahmen an ihrem Kummer Theil und erklärten durch Abgeordnete, daß sie ihren Herzog, wenn er gefangen sei, um jeden Preis loskaufen würden. Gerührt nahm die Herzogin diesen Beweis treuer Liebe an. Doch wer sollte auskundschaften, wo der Herzog sich befinde?

312.

Fortsetzung.

Um dieselbe Zeit war unter den Edelknaben ihres Hofes der Sohn eines Landmanns, Namens Franz, ein wohlgebildeter Jüngling, der einst den auf der Jagd verirrten Herzog zurechtgewiesen hatte und seitdem in seine Dienste aufgenommen war. Bisher hatte er sich musterhaft betragen. Um so größer war das allgemeine Erstaunen, als er jetzt plötzlich verschwand und es sich bald darnach ergab, daß eine Menge der kostbarsten herzoglichen Juwelen fehlte.

Einst arbeitete der gefangene Herzog während der glühendsten Mittagshitze in dem Garten seines grausamen Herrn; er

mußte einen klaftertiefen Graben auswerfen, der zu einem Lustsee führte. Dicke Schweißtropfen rollten über sein Gesicht, seine Brust kochte, seine Kräfte wollten erliegen.

313.

Fortsetzung.

Plötzlich kam ein junger Türke durch die Gänge des Gartens, trat zu ihm, faßte freundlich seine Hand und sagte in deutscher Sprache: „Verrathet euch nicht durch euer Erstaunen, seid vielmehr gelassen und vorsichtig! Ich bin, wie ihr sehet, euer Edelknabe Franz und ausgezogen, um euch zu suchen und zu befreien."

Wer mag die Ueberraschung des Herzogs und die Freude seines treuen Dieners schildern?

Mit unsäglicher Mühe und großer Gefahr hatte Franz die Reise nach dem Morgenlande gemacht. Indem er einen Theil der mitgenommenen Juwelen verkaufte, gewann er die Mittel, sich einen prächtigen Anzug und selbst einige Sclaven anzuschaffen, und gab sich nun für den Sohn eines reichen Muselmannes aus, den sein Vater auf Reisen gesandt habe.

314.

Fortsetzung.

Er fügte sich in die Landessprachen und Landessitten, und da er in seiner stillen, eifrigen Nachforschung nicht müde wurde, so fügte es Gott, daß er endlich den Aufenthalt seines Herrn und Wohlthäters entdeckte. Von Brieg war er deshalb heimlich fortgegangen, weil er voraussah, daß man seinen Entwurf für unausführbar erklären und seiner Jugend eine so große Summe nicht anvertrauen würde.

Jetzt ging er zu Ludwig's Gebieter und bat ihn, ihm den Sclaven zu verkaufen. Der Türke machte Schwierigkeiten, einen so guten Arbeiter fortzulassen; endlich gab er ihn für eine hohe Summe los. Wie schwer wurde es dem treuen Franz, sich jetzt durch sein Entzücken nicht zu verrathen!

315.

Fortsetzung.

Aber seine Liebe zu dem Herzog machte ihn behutsam. Er nahm ihn anfangs unter sein Gefolge auf; sobald er aber die Grenze erreichte, gab er seinen andern Sclaven die Freiheit, besorgte heimlich Pilgerkleider und reisete nun mit seinem Herzoge nach dem Vaterlande. Gott beschützte sie, und beide gelangten glücklich in Breslau an.

Hier bat Franz den Herzog, so lange zurückzubleiben, bis man auf seine Wiederkunft vorbereitet sein werde. Er selbst reisete nach Brieg und trat, durch die Zeit und Mühseligkeiten unkenntlich geworden, als Pilger in die Reichsversammlung. „Ihr habt versprochen, edle Herren," hub er an, „euren Herzog für jeden Preis auszulösen, wollt ihr das noch?"

316.

Schluß.

Alle betheuerten das. „Wohlan denn," fuhr er fort, „so gebt mir so viel Geld, als die herzoglichen Juwelen kosten, die ich mitgenommen habe. Ich bin Franz, der euch sonst wohl bekannte Edelknabe. Jenen Schmuck mußte ich verkaufen, um euren Herzog zu retten, aber nun muß ich ihn auch ersetzen, daß man mich nicht für einen Dieb halte. Gebet mir das Geld und der Herzog ist in etlichen Tagen euer." Mit Erstaunen hörten und erkannten ihn die Anwesenden. Die Summe wurde schnell und freudig aufgebracht. Nun eilte Franz nach Breslau zurück und holte den Herzog ab, der mit allgemeinem Jubel in Brieg empfangen wurde.

317.

Der Lootsenanführer Tode.

Im October des Jahres 1774, wüthete der fürchterlichste Sturmwind, dessen sich die ältesten Leute nicht erinnern konnten, und jedermann stand in banger Besorgniß und betete für

die armen Leute, deren Leben in zerbrechlichen Schiffen der Wuth der Winde überlassen war. Bald erblickte man zu Libau, einer Handelsstadt und Hafen an der Ostsee in dem zu Rußland gehörigen Gouvernement Kurland, ein holländisches Schiff, das in den Hafen einlaufen wollte, aber des Sturmes wegen nicht konnte. Drei ganze Tage und Nächte war es ein Spiel der Wogen, bis es in der Nacht vom 12. auf den 13. October einige hundert Schritte vom Ufer auf den Grund sitzen blieb.

318.

Fortsetzung.

Der Sturm wüthete immer stärker fort, die tobenden Wellen rissen ein Stück des Schiffes nach dem andern hinweg; Todesangst und Verzweiflung ergriff das arme Schiffsvolk und die sich darauf befindenden Reisenden, da ihnen der heulende Sturm und die brausenden Wasserwogen alle Hoffnung benahmen, sich zu retten. Unter den Zuschauern am Ufer waren vielleicht manche, die ihr Leben gern für die leidenden Brüder gewagt hätten, wenn es nicht gar zu sichtbar gewesen wäre, daß die Gewalt der empörten Elemente ihre Bemühungen vereiteln würde.

319.

Fortsetzung.

Endlich kam der Fischer und Lootsenanführer Tode und sah es. Mehr als dreißig Jahre war sein ordentliches Geschäft, den Schiffen, die mit Wind und Wellen kämpften, beizuspringen und sie sicher in den Hafen zu bringen. Dabei hatte er häufig gesehen, wie die Thränen des Dankes von den Wangen der Geretteten flossen und viele verirrte Seelen durch die Befreiung aus der Gefahr gerührt und zu Gott zurückgeführt worden waren, was seine größte Freude war. Kaum hatte er die Noth der Menschen auf dem Schiffe gesehen, als er auch nach Hause eilte, um die nöthigen Anstalten zu ihrer Hülfe zu treffen.

320.

Fortsetzung.

Seine Frau fiel ihm um den Hals, bat ihn und flehte,

seines Lebens zu schonen, weil es doch unmöglich sei, das zerbrochene Schiff zu erreichen. Die Kinder umfaßten seine Kniee, hielten ihn fest und schrien: „Hörst du nicht, Vater, wie das Meer braust, wie die Winde fürchterlich heulen! Bleibe bei uns, wir haben keinen andern Vater!“ „Was kümmert mich das Brausen des Meeres,“ sprach er, — „und das Heulen des Windes? Ich höre nichts als das Jammergeschrei der Unglücklichen, das durch das Toben der Elemente hindurchdringt. Laßt mich! Sie strecken schon ihre Hände nach mir aus, und — Kinder — ihr habt noch einen Vater im Himmel, der befiehlt es mir und wird helfen, daß ich wieder komme.“

321.

Fortsetzung.

„Er hat mich schon so oft aus den größten Gefahren gezogen, und wenn ich sterben werde, so wird Er euch auch nicht verlassen.“ Mit diesen Worten umarmte er Frau und Kinder, und ging, von acht braven, ihm untergebenen Schiffern begleitet, zum Strande. Sie sprangen in ein Boot, ruderten muthig den Wellen entgegen und dem Schiffe zu, aber vergebens. Viermal versuchten sie es aus allen Kräften, und eben so oft wurden sie durch die Gewalt des Windes an's Ufer wieder zurückgeworfen. An Kräften erschöpft und mit Schweiß bedeckt, kehrte Tode nach Hause zurück, um sich umzukleiden, als eben seine Frau das Mittagsessen bereitet hatte.

322.

Fortsetzung.

Voller Freuden bat sie ihn, sich nun nach seiner sauren Arbeit wieder zu erquicken.

„Jetzt ist es nicht Zeit zu essen,“ versetzte er; „noch habe ich keinen gerettet, erst werde ich wieder hingehen und helfen und dann essen.“ — Er kleidete sich um, ging in die Kammer, fiel auf die Kniee und betete zu Gott um Muth und Kräfte, und sein Gebet ward erhört.

Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm endlich, ans Schiff zu kommen und eilf Menschen glücklich ans Land zu bringen. Sogleich schickte er seiner Frau einen Boten und ließ ihr sagen: „Eilf Menschen habe ich gerettet; freue dich und danke Gott unterdessen, bis ich die übrigen nachhole."

323.

Fortsetzung.

Da knieten Frau und Kinder nieder und sangen ein Danklied, während daß er seine letzten Kräfte anstrengte, wieder an das Schiff zu kommen.

Er erreichte es endlich, und schon warfen die Unglücklichen auf dem Schiffe, voll Hoffnung, dem Boote ein Seil zu, um es näher zu sich ziehen, als plötzlich eine ungeheure Welle das Boot umstürzte und den edlen Retter mit seinen acht Gehülfen in den Abgrund begrub. Er selbst stand am Steuerruder und streckte eben die Hände nach dem Seile aus, um es aufzufangen. Seine letzten Empfindungen waren also der wärmste Dank gegen Gott und das höchste Entzücken über den glücklichen Erfolg seiner edlen That.

324.

Fortsetzung.

So trat er in die Ewigkeit hinüber, um dort das Wonnegefühl der hohen Würde eines Erretters seiner Brüder nun ganz rein zu genießen. Seine Frau und Kinder lagen noch auf den Knieen, beteten und sangen Danklieder, als die erschreckliche Nachricht kam, daß sie ihren edlen Mann und ihren Vater verloren hatten. Ihren Schmerz mit Worte zu schildern, vermag niemand, aber Gott erbarmte sich ihrer, daß sie bald einsahen, wie wohl es um den Mann stehen müsse, der in einem solchen Berufe stirbt. Dieser Gedanke hemmte den Lauf ihrer Thränen.

325.

Schluß.

Sie bestrebten sich täglich mehr, mit Eifer Gutes zu thun,

daß sie der Tod auch einmal darüber antreffen möchte. Viele, die es sahen und hörten, wurden besser und Gott lenkte es so, daß auch die noch auf den Trümmern des Schiffes Zurückgebliebenen, die den Mann, auf welchen sie ihre letzte Hoffnung gesetzt hatten, vor ihren Augen umkommen sahen, gerettet wurden. Dieses überzeugte sie, daß, wenn auch jede menschliche Hülfe verschwindet, wenn der Blitz uns zuzerschmettern, die Erde unter uns zu sinken droht und die Meereswogen schon über unserm Haupte zusammenschlagen, Gott dennoch Mittel und Wege weiß uns zu erhalten, wenn es uns gut ist, länger unter den Lebendigen zu verweilen.

326.

Gottes Vorsehung.

In das Comptoir des reichen Kaufmanns Samuel Richter in Danzig trat ein armer zehnjähriger Knabe und sprach den Buchhalter um ein Almosen an. „Hier wird nichts gereicht!" brummte der Beschäftigte, „geh hinaus!"

Bitterlich weinend schlich der Arme langsam zur Thüre, als Herr Richter ihm entgegentrat. „Was giebt es denn hier?" fragte er den Diener.

„Ein unnützer Bettelbube!" war des Buchhalters Antwort.

Indem sah Herr Richter dem Knaben nach und bemerkte, wie er dicht vor der Thüre etwas von der Erde aufhob. „He, Kleiner, was hebst du da auf?" — Der weinende wandte sich um und zeigte eine Stecknadel.

327.

Fortsetzung.

„Und was willst du damit machen?" fragte jener weiter.

„Mein Wamms hat Löcher," war die Antwort; „das größte stecke ich damit zu."

Das gefiel Herrn Richter und noch mehr das schöne unschuldige Gesicht des Knaben. „Aber," sagte er freundlich," schämst du dich nicht, so ein junger und gesunder Knabe, zu

betteln? Kannst du nicht arbeiten?" — „Ach, gnädiger Herr," versetzte der Knabe, „ich verstehe nichts und zum Dreschen und Holzspalten bin ich noch zu klein. Mein Vater ist seit drei Wochen todt, und meine kleinen Brüder haben seit zwei Tagen nichts gegessen. Da bin ich in der Angst hinausgegangen und habe die Menschen um Mitleid angesprochen.

328.

Fortsetzung.

„Aber ach! nur ein einziger Bauer gab mir gestern ein Stückchen Brod, seitdem niemand einen Bissen wieder."

Auf ähnliche Weise lügen die Bettler von Gewerbe ganz gewöhnlich und das verhärtet viele Menschen gegen die wahre Noth. Der Kaufmann aber traute für dieses Mal dem ehrlichen Gesicht des Knaben. Er griff in seine Tasche, zog ein Geldstück hervor und sagte: „Hier ist ein halber Thaler; gehe dort zum Bäcker und kaufe für die Hälfte des Geldes Brod für dich und deine Mutter und Brüder; die andere Hälfte aber bringe mir zurück." Der Knabe nahm das Geld und sprang fröhlich fort.

329.

Fortsetzung.

„Nun," sagte der grämliche Buchhalter, „der wird in's Fäustchen lachen und nie wieder kommen."

„Gott weiß!" antwortete Herr Richter — und schon sah er, wie der Knabe im vollen Laufe zurückkehrte, indem er ein großes Schwarzbrod in der einen Hand, das übrige Geld in der andern hielt.

„Da lieber gnädiger Herr!" sagte er fast athemlos, „das ist das übrige Geld!" Gleich darauf bat er heißhungrig um ein Messer, um sich ein Stück Brod abzuschneiden. Der Buchhalter reichte ihm still sein Taschenmesser hin.

Eilfertig schnitt er eine Kruste ab und wollte schon einbeißen. Doch plötzlich besann er sich, legte das Brod zur Seite,

betete still mit gefalteten Händen ein kleines Tischgebet. Dann fing er das Brod an zu essen.

330.

Fortsetzung.

Den Kaufmann rührte diese ungeheuchelte Frömmigkeit eines solchen Knaben. Er befragte ihn um seine Herkunft und Heimath, und erfuhr aus dessen treuherzigen Mittheilungen, daß der Vater in einem vier Meilen von Danzig entfernten Dorfe gewohnt, und ein kleines Haus und Gut besessen hatte. Das Haus war aber abgebrannt, und die andauernde Krankheit hatte ihn gezwungen den Acker zu verkaufen. Hierauf hatte er sich bei einem reichen Nachbar als Hirt verdungen, war aber dem Kummer und der Anstrengung vor drei Wochen erlegen. Nun befand sich seine Mutter, die vor Gram ebenfalls erkrankt, mit vier kleinen Kindern im bittersten Elende.

331.

Fortsetzung.

Er der älteste, wollte Hülfe suchen, war anfänglich von Dorf zu Dorf gegangen, endlich auf die große Landstraße gerathen und zuletzt, da er überall vergebens gefleht, bis nach Danzig gekommen.

Dem Kaufmann wurde das Herz weich. Er hatte nur ein einziges Kind, und der Knabe erschien ihm als ein Wechsel auf Sicht, den Gott auf ihn zur Prüfung seiner Dankbarkeit ausgestellt habe.

„Höre, mein Sohn," fing er an, „hast du wirklich Lust etwas zu lernen?"

„Ach ja," rief der Knabe," wie gern! Ich kann schon den Katechismus lesen, und verstände noch mehr; aber zu Hause mußte ich immer den kleinen Bruder tragen, weil die Mutter krank auf dem Stroh lag."

332.

Fortsetzung.

Herr Richter fühlte sich plötzlich entschlossen. „Wohl!"

sagte er, „wenn du fromm, brav und fleißig bist, so will ich für dich sorgen. Du wirst lernen, wirst Essen, Trinken und Kleider bekommen und mit der Zeit auch etwas verdienen. Dann kannst du deine Mutter und deine Brüder auch unterstützen."

Des Knaben Augen leuchteten vor Freude in des Kaufmanns Augen. Aber auf einmal schlug er sie wieder zu Boden und sagte traurig: „Meine Mutter hat noch immer nichts gegessen."

Eben war, wie von Gott gesendet, ein Einwohner aus des Knaben Geburtsorte in Herrn Richters Haus getreten. Derselbe bestätigte alle Aussagen des Kleinen und übernahm es gern, der Mutter wegen ihres Gottlieb Nachricht und von Seiten des Kaufmanns Brod und etwas Geld zu bringen.

333.

Fortsetzung.

Zugleich mußte der Buchhalter einen Brief an den Pfarrer des Dorfes schreiben, worin die Wittwe der Fürsorge desselben empfohlen, noch eine Unterstützung für die Arme beigeschlossen und eine fernere Beisteuer verheißen wurde.

Als alles dies gemacht war, besorgte Herr Richter für den Knaben in aller Eile eine anständige Kleidung und brachte ihn dann Mittags zu seiner Gattin, welcher er von des kleinen Gottliebs Schicksale und den Planen, welche er mit ihm hatte, erzählte. Die brave Frau versprach gern, ihn in den letzteren nach Vermögen zu unterstützen, und sie hielt in der Folgezeit ehrlich ihr Wort.

334.

Fortsetzung.

In den vier nächsten Jahren, bis zu seiner Confirmation, mußte Gottlieb die Schulen der großen Handelsstadt besuchen; dann nahm ihn sein treuer Pflegevater auf das Comptoir, um ihn zur Handlung anzuleiten. Dort wie hier, auf der Schulbank, wie am Schreibpulte zeichnete der heranreifende Jüngling sich

nicht nur durch natürliche Anlagen, sondern auch durch den redlichen Fleiß aus, mit welchem er sie benutzte. Dabei blieb sein Herz unverdorben. Von seinem wöchentlichen Taschengelde sandte er regelmäßig seiner Mutter, bis dieselbe nach dem Vorangehen von zweien seiner Brüder starb. Sie hatte ihre letzten Lebensjahre zwar nicht im Wohlstande, aber durch des edlen Richters und ihres treuen Sohnes Beihülfe doch ohne drückende Sorge zugebracht.

335.

Fortsetzung.

Nach dem Tode der geliebten Mutter waren für Gottlieb keine Menschen theurer, als sein Wohlthäter. Ihm zu Liebe wurde er ein eifriger Kaufmann. Er begann damit, daß er den Ueberfluß seines Taschengeldes, den er jetzt nach Gefallen benutzen konnte, auf einen Handel mit Hamburger Schreibfedern verwendete. Als er hierdurch bei kleinem Vortheil und billigem Preise gegen hundert und zwanzig Thaler gewonnen hatte, traf es sich, daß er in seinem Geburtsdorfe eine bedeutende Menge Hanf und Flachs fand. Er bat seinen gütigen Pflegevater um einen Vorschuß von zweihundert Thalern, welche dieser mit Freuden gewährte.

336.

Fortsetzung.

Und das Geschäft gelang so wohl, daß Gottlieb schon im dritten Lehrjahre ein Vermögen von fünfhundert Thalern besaß. Er unternahm jetzt gleichzeitig mit dem Flachs einen Handel mit Sackleinewand, und beide Erwerbszweige machten ihn in zwei Jahren um Tausend Thaler reicher.

Dieses geschah noch während der üblichen fünfjährigen Lehrzeit. Nach Ende derselben fuhr Gottlieb fort noch andere fünf Jahre seinem Wohlthäter mit Fleiß, Geschick und Treue zu dienen, trat dann in die Stelle des zu derselben Zeit gestorbenen Buchhalters und wurde drei Jahre später von Herrn Rich-

ter zum wirklichen Mitglied oder Theilhaber der ganzen Handlung mit einem Drittel des Gewinnes aufgenommen.

337.

Fortsetzung.

Aber Gott wollte nicht, daß dieser schöne Handelsbund lange dauern sollte. Eine schleichende Krankheit warf Herrn Richter nieder und hielt ihn zwei Jahre an das Lager gefesselt. Was liebende Dankbarkeit nur vermag, das wandte Gottlieb jetzt an, um seinem Wohlthäter etwas zu vergelten. Er wurde durch doppelte Anstrengung die Seele der ganzen Handlung und doch wachte er ganze Nächte mit seines Wohlthäters trauernder Gattin an dessen Lager, bis dieser endlich in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre sanft entschlummerte.

Kurz vor seinem Tode legte er noch die Hand seiner einzigen fünfundzwanzigjährigen Tochter in die seines geliebten Pflegesohns. Er hatte sie längst beide als seine Kinder betrachtet.

338.

Fortsetzung.

Sie verstanden ihn, sie liebten einander, und feierten still, liebevoll und ernst ihre Verlobung an seinem Sterbebette.

Im Jahre 1828, zehn Jahre nach Richters Tode, war die Firma: „Gottlieb B..., Samuel Richters sel. Erben," eine der geachtetsten in dem großen Danzig. Drei große Schiffe befuhren für dieselbe die Ost- und Nordsee, und Gottes Obhut wachte besonders über dem Eigenthum ihres braven Herrn. Er blieb auch in der That brav. Er ehrte seine Schwiegermutter wie ein Kind und pflegte sie bei ihrer zunehmenden Schwäche auf's Zärtlichste, bis sie im zweiundsiebenzigsten Jahre ihres Lebens in seinen Armen verschied.

339.

Schluß.

Was er in den Nothjahren 1816 und 1817 an den Bedürftigen that, das läßt sich hier nicht erzählen; aber die Engel

Gottes im Himmel haben es gesehen.

Da seine eigene Ehe kinderlos blieb, so nahm er die beiden ältesten Söhne seiner zwei noch lebenden Brüder (jetzt waren sie wohlhabende Landleute,) zu sich ins Haus, und bestimmte sie zu seinen Erben. Um sie jedoch in der Demuth zu erhalten, zeigte er ihnen oft die für ihn segenbringende Stecknadel, die jetzt an einem sehr feinen holländischen Tuchrock prangte, und vermachte diese Stecknadel zum fortdauernden Erbstück für den, welcher jederzeit der älteste in der Familie sein würde.

340.

Die redlichen Schwyzer.

Im Kanton Schwyz, im Lande Schweiz, kam eines Abends der Bauer Velten zum Bauern Kaspar, der auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist die Heuärndte und du weißt, daß wir einen Streit wegen der Wiese haben. Ich habe die Richter in Schwyz zusammenrufen lassen, weil wir beiden nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer von uns beiden Recht hat. Komm also Morgen mit mir vor Gericht!" — „Du siehst, Nachbar," entgegnete Kaspar, „daß ich die Wiese gemäht habe, und Morgen muß ich, da jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen; es ist mir unmöglich mitzugehen." — „Und ich kann die Richter nicht gehen lassen, weil sie diesen Tag gewählt haben," sagte Velten.

341.

Schluß.

„Auch darf das Heu nicht eher weggeholt werden, bis wir wissen, wem die Wiese gehört." — Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: „Weißt du, wie wir es machen wollen! Geh morgen nach Schwyz und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich nicht dabei zu sein." — „Wenn du das Zutrauen zu mir hast," meinte jetzt Velten, „so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden werde, wie für mein eigenes." — Nach dieser Abrede ging Velten den

folgenden Tag nach Schwyz und trug seine und Kaspar's Gründe vor, wie er nur konnte. Am Abend kam er wieder zu Kaspar und sagte: „Diese Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen; ich wünsche dir Glück und bin froh, daß wir nun auf's Reine gekommen sind."

342.

Der kleine Börsenhändler.

Es traf einmal ein kleiner Knabe einen stattlichen Herrn in Officierkleidung an, der mit einer jungen Dame an einem schönen Morgen im Thiergarten bei Berlin lustwandelte. Der Thiergarten ist ein schöner, schattiger Wald mit lieblichen Gängen dicht bei Berlin, der großen Stadt, in welcher der König wohnt. Der Kleine bat den Officier, eine von den kleinen Börsen abzukaufen, von denen er einen ganzen Vorrath in einem Kästchen vorzeigte. Der Herr entgegnete: „Ich bedarf ihrer nicht" und ging weiter. „Lieber Herr Lieutenant," begann der Kleine, neben dem Herrn fortlaufend, „so kaufen sie doch für die Mamsel da! Meine arme Mutter strickt diese Börsen, und wenn ich kein Geld mitbringen werde, so haben wir diesen Abend nichts zu essen."

343.

Fortsetzung.

Er erzählte hierauf, daß sein Vater ein Soldat gewesen, bei Leipzig geblieben sei und daß er noch zwei kleinere Schwestern hatte. Der Herr sah dem Kinde in das offene, ehrliche Gesicht, fragte nach dem Preise, nahm, da der Knabe zwei Silbergroschen für das Stück forderte, ein Dutzend und gab ihm ein großes Goldstück, zehn Thaler an Werth. „Ja, lieber Herr Lieutenant," sagte der Junge und besah das große blanke Goldstück, „darauf kann ich nicht herausgeben." Der Herr sagte, daß er es behalten müsse und seiner Mutter bringen solle, erkundigte sich nach deren Namen und Wohnung, setzte seinen Spaziergang fort und überließ den Kleinen seinem Staunen und Entzücken.

344.

Schluß.

Nach Verlauf einer Stunde trat ein Adjutant des Königs in die ärmliche Hütte der Mutter und erkundigte sich nach der Wahrheit der Aussage des Knaben. Es waren der edle König und dessen liebenswürdige Tochter, denen Gott, der Vater der Armen, das Kind gesandt hatte, um der Mutter Noth zu lindern und ihr die Thränen über den Verlust ihres Versorgers zu trocknen. Die eingeholten Zeugnisse über die Aufführung der Frau lauteten zu ihrem Lobe, und die Ertheilung eines lebenslänglichen Jahrgeldes von hundert Thalern, und die Unterbringung des kleinen Börsenhändlers in eine Erziehungsanstalt waren die Folgen jenes Gott wohlgefälligen Morgenganges.

345.

Ehrlichkeit und Dankbarkeit eines Juden.

Ein Jude, Namens Isaak, ernährte sich lange Zeit vom Handel mit alten Kleidern, wobei er oft kaum das tägliche Brod verdiente. Doch dankte er seinem Gott, daß Er ihm wenigstens dieses gab, und war in seiner Dürftigkeit zufrieden. Aber nun starben ihm schnell hinter einander zwei Kinder, und er mußte, um sie zu beerdigen, fast alle seine Habseligkeiten verkaufen. Zudem wurde seine Frau krank, mit der er zwanzig Jahre in Frieden gelebt hatte, und da er sie selbst pflegen mußte, so konnte er seinen kleinen Handel nicht abwarten und wenig oder gar nichts verdienen. Oft ging er hungrig zu Bette, ohne zu wissen, wo er am künftigen Tage einige Groschen zu Brod und Arzenei bekommen werde.

346.

Fortsetzung.

Er wandte sich an seine wohlhabenden Glaubensgenossen und stellte ihnen seine Noth dar, aber vergeblich. Nicht besser ging es ihm bei verschiedenen Christen. Doch trug er sein Schicksal mit Geduld und vertraute auf den Gott, welcher die Unglücklichen hört.

Eines Tages, als er kein Brod hatte und mit betrübtem Herzen über die Straße ging, rief ihn ein junger Herr zu sich und bot ihm einige abgelegte Kleidungsstücke zum Verkaufe an. Sie waren bald Handels eins. Da Isaak aber kein Geld hatte, so bat er, ihm die Sachen aufzuheben, bis er wiederkommen werde, und ging zu seinen Bekannten, sie um einen Vorschuß anzusprechen. Aber es war vergeblich.

347.

Fortsetzung.

Er mußte also zu dem jungen Herrn zurückkehren und ihm sagen, daß er die Kleidungsstücke nicht kaufen könne. Dieser kannte den Juden als einen ehrlichen Mann und erbot sich, ihm den Betrag des Geldes zu borgen. Der arme Isaak dankte herzlich für dieses Zutrauen und trug die Sachen nach Hause.

Hier untersuchte er nochmals, was er daraus lösen könnte. Indem er einen Rock genau ansah, fühlte er zwischen dem Tuche und dem Futter etwas Hartes. Er löfete das Futter ab und sah, daß dort drei Goldstücke waren, die durch ein Loch in der Tasche gefallen waren.

348.

Fortsetzung.

Er ging sogleich mit dem Funde zu dem jungen Herrn zurück. Dieser erstaunte über die Ehrlichkeit, welche, bei so sichtbarer Armuth, kein ungerechtes Gut behalten wollte. Er drückte ihm die Hand und sagte: „Höre, lieber Isaak, ich besinne mich, daß mir vor einigen Jahren drei Goldstücke fortgekommen sind. Ich glaubte, daß ich sie verloren habe, und dachte schon längst nicht daran. Behalte du sie, weil du ehrlich bist, und die Kleider schenk ich dir auch.“

Isaak war durch dieses gütige Anerbieten gerührt. Er wollte anfangs das Geld nicht annehmen, weil es ihm dünkte, daß er sich damit seine Ehrlichkeit bezahlen ließ.

349.

Schluß.

Der gutmüthige Herr redete ihm jedoch zu, daß er es als ein Geschenk von Gott betrachten müsse, um sein krankes Weib dafür zu pflegen und sich selbst seine Lage zu erleichtern. So nahm es Isaak und ging mit innigstem Danke gegen Gott und seinen Wohlthäter nach Hause.

Seine Frau wurde hergestellt, auch sein kleiner Handel erweiterte sich und nach einigen Jahren war er schon wohlhabend. Da gedachte er seines Wohlthäters. Er ließ ihm eine silberne Tabaksdose machen, worauf die Inschrift war:

„Aus Dankbarkeit vom armen Isaak."

Der edelmüthige Herr nahm dieses Geschenk und erzählte bei gegebenem Anlaße gern das schöne Beispiel von Ehrlichkeit.

350.

Der edle Matrose.

Ein Vater, welcher Frau und Kinder hatte, die er mit der Arbeit seiner Hände ernährte, sollte einiger Schulden wegen, welche er nicht bezahlen konnte, in's Gefängniß geführt werden. Die trostlose Familie ging weinend und schluchzend neben ihm her und sprach die Zuschauer um Hülfe an. Aber sie waren alle taub.

Es drängte sich durch das Volk ein Matrose, welcher eben das Schiff verlassen hatte, mit dem er aus Indien gekommen war. Er wollte sich für sein Geld nach so vielen, auf der langen Reise überstandenen Mühseligkeiten einen lustigen Tag machen. „Was giebt es da?" fragte er.

351.

Schluß.

Man erzählte ihm das Unglück des armen Vaters und seiner Familie. Er erkundigte sich, wie hoch die Summe sich belaufe, um derentwillen der Mann verhaftet war. — „Sechzig Thaler," war die Antwort. „Oho!" sagte der Matrose, „wenn es

nicht mehr ist, da kann ich leicht helfen. Ich habe mir auf meiner Reise fünfundsiebenzig Thaler verdient. Es ist besser, ich helfe euch damit, als daß ich zu meinem Vergnügen verschwende."

Der edle Mensch bezahlte die Schuld und gab das übrige dem befreiten Vater, damit er sein Gewerbe wieder in Stand bringen könnte, und ging dann ruhig auf sein Schiff zurück.

352.

Harmlose List einer Frau.

Ein mächtiger König durchreisete sein Land. In einem kleinen Städchen wurden die Pferde gewechselt und der König mußte darum aus dem Wagen steigen. Zu dieser Zeit kam die Frau des Stadtbarbiers, warf sich dem König zu Füßen und pries sich glücklich, daß sie ihren König sah. Der König hob die Frau liebreich auf, und fragte, ob sie etwas von ihm wünsche?

„Nein, mein König," antwortete die Frau. „Ich habe Sie gesehen, mehr habe ich nicht gewünscht! Aber meine Nachbarin hat vierzehn Kinder. Sie ist eine brave Mutter und alle achten sie, allein sie ist sehr arm."

Der König verstand die gute Frau und half der armen Mutter.

353.

Edelmuth eines Winzers.

Ein sonst sehr angesehener und reicher Mann war in so dürftige Umstände gerathen, daß er sogar dem armen Winzer, welcher seinen Weinberg bearbeitete, nicht mehr im Stande war zu bezahlen. Der Winzer hatte oft kein Brod im Hause, und da er gerade jetzt wieder in dem traurigen Fall war, so wiederholte er bei seinem Herrn die schon oft gethane Bitte um Geld. Da gestand ihm der Vornehme mit Thränen in den Augen, daß er ihm jetzt nichts geben könne, weil er selbst mit zehn Kindern fast verhungere. — „O Herr," sagte der Winzer, so sind sie ärmer als ich," und zerriß die ganze Rechnung.

354.

Edelmüthige Gesinnung eines Bauern.

Ein Bauer kam eines Tages zu dem Gerichtshalter seines Orts und bat, ihm ein Empfehlungsschreiben an einen gewissen Amtmann außerhalb des Dorfes zu schreiben, in welchem seine Ehrlichkeit bezeugt werde. Beim Befragen erzählte der Bauer: „Einer aus unserm Dorfe ist dort ins Gefängniß gesetzt worden, weil man glaubt, daß er an einer gefährlichen Schlägerei heimlich Schuld habe. Aber ich halte ihn gewiß für unschuldig. Er mußte sich dorthin begeben und sitzt nun schon acht Wochen. Da ich den Mann sehr gut kenne, so hab ich ihn einigemal besucht."

355.

Fortsetzung.

„Er lag in einem engen Gefängnisse und das letzte Mal seufzte er sehr nach seiner Frau und seinen beiden kranken Kindern. Er wünschte, daß die Kinder wenigstens so lange lebten, bis er sie noch einmal sehen könnte. Aber die Kinder sind jetzt so elend, daß sie nur einige Tage leben werden, und seine Frau mag ihm nichts davon melden, damit er nicht auch vor Gram sterbe." „Nun, lieber Freund, was wollt ihr denn bei der Sache thun?" fragte der Gerichtshalter. „Ich will hingehen," sagte der brave Bauer, „und bitten, daß man mich für den armen Mann ins Gefängniß setze. Darum bitte ich sie nun, mir ein Empfehlungsschreiben an den Herrn Amtmann dort mitzugeben, damit er mich für jenen annähme."

356.

Schluß.

„Ich habe auch meine Frau überredet mich dorthin zu lassen, aber sie weiß nicht, daß ich in einem Gefängniß sitzen muß; suchen Sie ihr doch das auszureden, wenn sie es erfahren wird." Der Gerichtshalter schrieb den Brief, in welchem er

versicherte, daß der Ueberbringer gewiß nicht entweichen werde und für die Ehrlichkeit dessen bei dem auswärtigen Amtmann Bürge wurde. Die Sache des Gefangenen wurde schnell und genau untersucht, und er kehrte nach einigen Tagen zu den Seinen zurück.

357.

Der Preußische Werber.

Ein preußischer Officier war eben im Begriff, aus Ulm in Schwaben, wo er auf Werbung lag, zu seinem Regimente zurückzukehren, als sich noch am Abend ein sehr schön gewachsener junger Mensch bei ihm meldete, um sich anwerben zu lassen. Er zitterte an allen Gliedern, als er vor den Officier trat. „Warum fürchten Sie Sich?" fragte ihn der Officier. „Weil ich denke, daß Sie mich abweisen werden," war seine Antwort, und Thränen rollten über seine Wangen. „Sie fürchten Sich vergebens," sagte der Officier, „Sie gefallen mir aber sehr. Wie können Sie bei ihrem Wunsche und ihrer Jugend so etwas besorgen?"

358.

Fortsetzung.

„Ich fürchte, daß das Handgeld, welches ich fordern muß, Ihnen zu hoch vorkommen wird." — „Und wie viel verlangen Sie denn?" fragte der Officier. „Einhundert Gulden," erwiederte der junge Mensch, „und ich wäre unglücklich, wenn Sie mir diese Summe abschlagen." — „Das ist freilich viel Geld," erwiederte der Officier, „aber weil Sie mir gefallen und ich das Zutrauen zu Ihnen habe, daß Sie ihre Pflicht thun werden, so will ich mit Ihnen nicht handeln. Hier sind sie. Morgen reisen wir fort." Der junge Mensch war entzückt und bat darauf den Officier, ihm einmal nach Hause zu gehen zu erlauben.

359.

Fortsetzung.

Er wollte dort eine heilige Pflicht erfüllen und versprach

in einer Stunde wieder am Orte zu sein. Der Officier, welcher in seinem Betragen etwas Außerordentliches bemerkt hatte, ließ ihn gehen, folgte ihm aber von Ferne nach. Er sah, daß der junge Mensch seinen Weg nach dem Stadtgefängnisse nahm und seine Schritte verdoppelte. Eben trat er in die Thür, als der junge Mensch zu dem Kerkermeister sagte: „Hier ist das Geld, um dessentwillen mein Vater im Gefängnisse sitzt. Geschwind führen Sie mich zu ihm, daß ich ihn von seinen Banden befreien kann." Der Kerkermeister ging; der Officier aber verbarg sich.

360.

Schluß.

Und nachdem er ihn eine Weile bei seinem Vater allein gelassen hatte, folgte er ihm nach. Welch ein Anblick! Der junge Mensch lag in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn mit seinen Thränen benetzte. Gerührt ging er auf sie zu und sagte zu dem Greise: „Beruhigen Sie Sich, ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Er ist frei und ich bereue die Summe nicht, von welcher er einen so schönen Gebrauch gemacht hat." Vater und Sohn fielen dem Officier zu Füßen. Er führte sie beide aus dem Kerker und nahm das reine Vergnügen mit sich, zwei Unglückliche, die es zu sein nicht verdienten, glücklich gemacht zu haben.

361.

Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseit des Rheins lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Sohne, der bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim kein Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen." Als sie im Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins

Sundgau gekommen war, erzählte sie treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die der Theilnehmung und Hoffnung bedürfen ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte.

362.

Fortsetzung.

„Werde ich ihn in Kolmar nicht finden, so gehe ich nach Straßburg; werde ich ihn in Straßburg nicht finden, so gehe ich nach Mainz." Die Andern sagten das und jenes dazu, und einer fragte sie: „Was ist denn euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast beschämt. Sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer tapfer war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn." Der Postwagen war eine Meile diesseit Kolmar, als schon die Sonne sich zu den elsäßer Bergen neigte, die Hirten heim kehrten, die Schornsteine in den Dörfern rauchten. Die Soldaten standen in dem Lager nicht weit von der Straße parthienweise mit dem Gewehr beim Fuß.

363.

Fortsetzung.

Die Generäle und Obersten standen vor dem Lager beisammen, sprachen mit einander, und eine weißgekleidete Person von weiblichem Geschecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das muß eine vornehme Dame sein, sie steht so nahe bei den Herren. Und der Herr, der mit ihr redet, ist ihr Mann." Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und redete nicht mehr. In der Stadt im Wirthshaus saß eine Gesellschaft bei der Mahlzeit.

364.

Fortsetzung.

Als die Reisegefährten sich auch noch, wo Platz war, setzten, war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt: ob sie jetzt etwas von ihrem Sohne erfahren könnte, ob ihn Jemand kenne und ob er noch lebe, und doch sie hatte fast den Muth nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Sie meinte aber auch, daß Jedermann merke, daß der Sohn, nach dem sie frage, eine wichtige Person geworden ist Endlich aber, als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn: „Kennt ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört, so und so?"

365.

Fortsetzung

Der Diener sagte: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen," und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, daß es Spaß war. Der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja, so heißt der General!" Ein Officier sagte auch: „Ja, so heißt unser General," und auf ihre Fragen, ob er eben so alt sei, antwortete er: „Ja, so alt kann er sein," und, „Ja, so sieht er aus, und ist von Geburt ein Schweizer." Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;" und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus von unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham.

366.

Schluß.

Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter war, vor solcher Menge Menschen und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so

laßt eure Bagage abladen von dem Postwagen und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe eine Kalesche anspannen lasse und euch zu eurem Sohn in das Lager hinausführe."

Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, da erkannte sie sogleich ihren Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, sagte er seiner Gemahlin: „Das ist sie." Sie küßten und umarmten sich. Die Mutterliebe und die Kinderliebe, die Hoheit und Demuth gossen sich in Thränen aus.

367.

Das göttliche Fest.

Einige reiche junge Engländer beschlossen an dem Geburtstage ihres Königs unter sich ein glänzendes Fest zu feiern. Die Anstalten zu diesem Feste sollte Morington machen, ein Mann, auf dessen Geschmack in der Anordnung solcher Feierlichkeiten man sich verlassen konnte. Sie legten deßhalb eine große Summe Geldes zusammen, gaben sie Morington und sagten: „Wir überlassen alles deinem Geschmacke, aber es muß ein göttliches Fest sein."

„Ja, ja," — versetzte Morington lächelnd — „ein göttliches Fest! verlaßt euch auf mich!" Die jungen Engländer gingen an dem bestimmten Tage in den verabredeten Gasthof. „Was wetten wir" — sagte einer zum andern, — „Morington hat für unser Vergnügen gewiß aufs herrlichste gesorgt! Er weiß den Sinnen und den Herzen eine gleich angenehme Unterhaltung zu verschaffen?"

368.

Fortsetzung.

Sie traten in das Haus. Sämmtliche Zimmer trafen sie schlecht beleuchtet, und in der Küche bemerkten sie keine Zubereitung, welche ein kostbares Abendessen erwarten ließ. „Morington! was ist das?" — riefen sie, als er ihnen aus einer angränzen-

den Thüre entgegen trat. „Du scheinst wenig für unser Vergnügen gesorgt zu haben?“ Statt sich zu entschuldigen, erwiederte Morington: „Ihr wolltet doch ein göttliches Fest? Hier ist es!“ — Und in dem Augenblick öffnete er die Thüre eines Zimmers. Hier saßen zehn Londoner Bürger mit ihren Gattinnen und genossen ein für sie bereitetes Abendessen. Es waren Leute, die durch unglückliche Umstände in Schulden gerathen waren und deren Gläubiger sie nach den Landesgesetzen, die dies verstatteten, in das Gefängniß hatten setzen lassen.

369.

Fortsetzung.

Die Schulden dieser Männer hatte Morington mit dem von seinen Freunden erhaltenen Gelde bezahlt, die armen Gefangenen dadurch aus ihrer Haft befreit und hier eine kostbare, aber doch gute Mahlzeit für sie anrichten lassen. Den Rest des Geldes hatte er unter sie vertheilt, damit sie sich neues Handwerkszeug und das nöthige Hausgeräthe verschaffen und wieder emporarbeiten konnten. „Ihr wolltet doch ein göttliches, ein himmlisches Fest?“ sagte Morington zu seinen Freunden, die ihn befremdend betrachteten. „Sehet, hier ist es! So speist Gott alle Tage im Himmel!“ Er gab ihnen hierauf über seine Veranstaltung die nöthige Aufklärung. Die geretteten Bürger, die jetzt erfuhren, wer ihre Wohlthäter waren, standen von ihren Sitzen auf, und Thränen der Freude und des Dankes flossen aus aller Augen. „Sie haben mir meinen Mann! Sie haben uns unsern Vater wiedergegeben!“ — riefen ihre Gattinnen und Kinder.

370.

Schluß.

Die jungen Engländer wurden durch diese Scene überrascht und gerührt. Sie reichten allen die Hand, baten sie, an diesem Tage nur recht vergnügt zu sein, und setzten sich sodann mitten unter sie an die fröhliche Tafel. Es war nicht für aus-

erlesene aber doch gute Gerichte gesorgt, und der Anblick so vieler glücklichen Menschen, ihre laute Freude, ihr herzlicher Dank, das Bewußtsein, sie so glücklich gemacht zu haben, versüßte unsern jungen Engländern das einfache Mahl so sehr, daß sie noch nie köstlicher gespeißt zu haben glaubten. Die Bürger tranken auf die Gesundheit ihrer Wohlthäter, und alle zusammen auf das Wohl ihres Königs. — „Morington!" — sagten seine Freunde beim Weggehen, „du hast uns wirklich ein göttliches Fest gegeben." Und sie unterzeichneten für's künftige Jahr auf eine gleiche Summe zu dem nämlichen Gebrauche.

371.

Das gute Heilmittel.

Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doctor gewesen ist und eine arme Frau geheilt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen Doctor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen." Das Büblein lief zum ersten Doctor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Kranken einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts, als Thränen, die (wohl) im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doctor auf dem Wege war, fuhr der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei.

372.

Fortsetzung.

Der Knabe hielt ihn (wohl) für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser sei, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig." Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechszigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Zwanziger nicht auch?" fragte der

Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein!“ und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benöthigt wäre. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschrieben, wie seine Mutter heiße, und wo sie wohne, und während das Büblein zum dritten Doctor springt, und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn darum ansah.

373.

Fortsetzung.

Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam — und es sah recht leer und betrübt darin aus — meinte sie, es sei der Doctor und erzählt ihm ihren Umstand, wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch denn jetzt ein Recept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Recept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doctor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doctor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet.

374.

Schluß.

Als aber der Doctor das Recept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder für Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; denn er hat Euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Eine solche Arzenei hätt' ich Euch

nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamte ausbezahlt, und der Doctor verordnete ihr einen Trank; und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doctor die Kranke geheilt, und der Kaiser die Arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

375.

Woltemade.

Ein holländisches Schiff, das nach Ostindien ging, lag am Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika vor Anker und wartete auf einen günstigen Wind zur Abreise. Plötzlich aber entstand ein heftiger Sturm, der zwei Tage und zwei Nächte in einem fort tobte. Das Schiff wurde fast mit Wellen bedeckt und hin und her geschleudert. Endlich am dritten Tage — es war der 17. Juni 1773 — ward der Sturm so heftig, daß alle Ankerseile rissen, und das Schiff von den Fluthen fortgetrieben wurde. Auf einmal warf es der Wind mit solcher Gewalt auf eine Sandbank, daß die Fugen aus einander wichen. Nun stand es fest; aber ein Stück nach dem andern riß sich los, und man sah vor Augen, daß es bald ganz in Trümmern gehen müsse. Wie dem Schiffsvolke dabei zu Muthe war, läßt sich nicht beschreiben.

376.

Fortsetzung.

Das Wrack war nur 300 Schritte vom Lande; eine Menge Menschen stand hier und sah die Gefahr, in welcher die Mannschaft schwebte. Die Unglücklichen schrien um Beistand, aber niemand hatte den Muth, ihn zu wagen. Nur ein alter Bauer, ein Greis von 70 Jahren, Namens Woltemade, fühlte sich beherzter. „Sind wir Menschen,“ rief er, „und sollen müssig zusehen, daß Men-

schen vor unsern Augen zu Grunde gehen? Herzu, an's Werk! Helft den Menschen, oder Ihr seid keine Menschen mehr!" — Die andern antworteten, sie wollten gern helfen, wenn sie nur könnten; aber es sei ja rein unmöglich. „Wer will, der komm!" versetzte Woltemade, und sofort lief er nach Hause, holte sein Pferd, gab ihm etwas Branntwein zur Stärkung, setzte sich darauf, machte seine Füße an die Steigbügel fest, und so begab er sich in Gottes Namen in das Wasser.

377.

Fortsetzung.

Man suchte ihn abzumahnen, aber er kehrte sich nicht daran, sondern arbeitete sich mit seinem Pferde durch Sturm und Wellen hindurch und kam glücklich an das Schiff. Nun rief er den Nothleidenden zu: „Verzaget nicht, es ist noch Rettung möglich! Ich will thun, was ich kann, Euch nach einander herüber zu holen. Zwei von Euch springen herab, und halten sich an dem Schweife meines Pferdes; Gott wird uns hinüber helfen. Dann komme ich wieder und hole noch mehrere. Aber nur zwei auf ein Mal! nur nicht mehr! um Gottes Willen nicht mehr!"

So rief Woltemade, und alsobald kamen zwei Menschen vom Schiffe heruntergesprungen, hielten sich fest an dem Schweife des Pferdes, und nun arbeitete sich Woltemade mit ihnen durch Sturm und Wellen zurück und bringt sie wohlbehalten an's Land.

378.

Fortsetzung.

Die Zuschauer erstaunen über den Muth und den edlen Eifer des Greises; die Geretteten wissen ihrer Dankbarkeit und Freude kein Maß, er aber sieht nicht auf das, was gerettet ist, sondern nur auf die, welche noch zu retten übrig sind. Seine Freunde stellen ihm zwar vor, er und sein Pferd seien durch den ersten Ritt so abgemattet, daß sie ihn nicht wiederholen könnten. Aber er läßt sich jetzt noch weniger zurückhalten, als das erste Mal. Denn er hatte das Angstgeschrei der Unglück-

lichen gehört, hatte ihre Verzweiflung gesehen, und dadurch war seine Begierde, sie zu retten, noch stärker entzündet. Er begab sich also wieder in das brausende Meer, kam wieder an das Schiff und rief: „Wieder zwei! aber um Gottes Willen nur zwei!"

379.

Fortsetzung.

Es springen wieder zwei hinab, und werfen sich an den Schweif des Pferdes, und er rettete auch diese an das Land. Auf dieselbe Weise fährt der edle Woltemade fort. Je öfter er den gefährlichen Ritt macht, je größer die Verwunderung der Zuschauer wird, desto mehr bitten auch seine Freunde, daß er sich schone. Aber nichts hält ihn ab; auch seine und des Pferdes Müdigkeit achtet er nicht, soll er das lassen, was kein anderer statt seiner zu thun wagt? Die Begierde zu helfen, treibt ihn siebenmal in das Wasser, auch siebenmal kam er wieder an das Land zurück, und vierzehn Menschen stehen nun auf dem sichern Ufer, die er gerettet hat.

380.

Schluß.

Aber noch befinden sich einige auf dem Schiffe, und auch diese wünscht er noch zu retten. Zum achten Mal begiebt er sich ins Wasser und kommt glücklich an. Er ruft wie zuvor: „Nur zwei, mehr nicht!" Aber ruft umsonst. Drei Menschen springen zugleich herab. Zwei ergreifen den Schweif des Pferdes, und der dritte den Zaum. Doch jetzt ist die Last zu schwer. Vergeblich strengt das Pferd alle Kräfte an; vergeblich bemüht sich Woltemode, ihm zu helfen. Es kann nicht mehr fort; die Last am Zaume zieht seinen Kopf und Hals in's Wasser, es sinkt unter. Die drei Menschen, welche an ihm hangen, kommen um — und, auch Woltemade sinkt in die Fluthen, stirbt für seine Brüder, und seine Seele eilt hinüber in das bessere Leben, wo seiner aufopfernden Liebe der Lohn harret.

381.

Die belohnte kindliche Liebe.

Als zu Algier einige losgekaufte Christen-Sclaven in Freiheit gesetzt wurden, brachten die Seeräuber ein schwedisches Schiff in den Hafen, auf welchem sich der Vater des einen dieser losgekauften Sclaven befand. Welch' ein Auftritt, als sich Vater und Sohn antrafen und einander erkannten! Der junge Mensch, der den harten Zustand der Sclaverei kannte, fühlte, daß sein alter, schwacher Vater bald unterliegen müsse. Daher bat er, indem er dieses vorstellte, man möchte ihn statt seines Vaters zurückbehalten, diesen aber loslassen. Es ward bewilligt. Der Dey, dem man diesen Vorfall hinterbrachte, ward so gerührt, daß er beiden die Freiheit schenkte, um ein solches Beispiel kindlicher Liebe öffentlich zu belohnen.

382.

Berg und Thal begegnen sich nicht, aber Menschen finden sich wieder.

Ein deutscher Arzt B..., nahm in einem russischen Regimente, welches gegen Napoleon focht, Dienste und fand in seinem Berufe vielfältig Gelegenheit, seinen leidenden Mitbrüdern Gutes zu erweisen. Seine Menschenliebe beschränkte sich aber nicht nur auf diejenigen, welche im russischen Heere dienten, sondern, wo er auch einen verwundeten Franzosen fand, da war B... sogleich zur Hülfe bereit. Nach beendigtem Kriege wurde das Regiment nach Polen versetzt; er aber beschloß, dasselbe zu verlassen und nach Odessa, am schwarzen Meere, zu wandern und sich daselbst als Arzt niederzulassen. Alles, was er besaß, verkaufte er nun und erhielt dadurch eine ansehnliche Summe Geldes, mit welcher er sich dann auf dem Dnjepr einschiffte.

383.

Fortsetzung.

Schon hatte er eine große Strecke zurückgelegt, als in einer stürmischen Nacht das Schiff in Brand gerieth. An Ret-

tung der Schiffsgüter war gar nicht zu denken; ja, das Feuer griff mit solch' einer Schnelligkeit und Wuth um sich, daß wer noch das nackte Leben retten wollte, sich in den Fluß stürzen mußte, um das Ufer durch Schwimmen zu erreichen. Auch B. gelangte an das Ufer, aber durch das Feuer war er an Füßen und Augen bedeutend verwundet. Er fand sich ganz verlassen, denn seine Reisegefährten waren entweder an das jenseitige Ufer geschwommen, oder wohl gar ertrunken. Wo sollte er nun in dieser wilden, unbekannten Gegend mitten in der Nacht eine Zuflucht suchen?

384.

Fortsetzung.

Betrübt hatte er sich an den Stamm eines Baumes gelehnt und wartete so, bis der Morgen heraufdämmerte. Da hörte er in der Ferne den Schall eines Glöckleins, ging demselben nach und kam an ein Kloster. Die Klosterkirche stand offen, und B. ging nun hinein, warf sich am Altare nieder und dankte Gott unter heißen Thränen für die glückliche Rettung. Als er nach einer Weile sich wieder aufrichtete, sah er sich von Nonnen umringt, die den andächtigen Beter, der in seinen nassen, zum Theil verbrannten Kleidern ihr Mitleid erregt hatte, mit Aufmerksamkeit betrachteten. B.... erzählte ihnen nun sein trauriges Schicksal, und die guten Nonnen führten ihn in's Krankenzimmer und verpflegten ihn so lange, bis seine Brandwunden es verstatteten, daß er sich wieder auf den Weg machen konnte.

385.

Fortsetzung.

Die frommen Schwestern beschenkten ihn mit Wäsche, einigen Kleidungsstücken und sogar mit einem Zehrpfennig, und B.... setzte nun im Vertrauen zu Gott seinen Wanderstab weiter. Es dauerte aber nicht lange, so hatte er sich in den Wildnissen dieser Wälder und Steppen von neuem verirrt. Schon war er nahe daran, daß er vor Ermattung niedergesunken und

dann vielleicht den rings umher heulenden Wölfen zur sichern Beute geworden wäre, als er endlich am Ufer die einsame Hütte eines Fischers erblickte. Nach dieser schleppte er sich hin, und der Fischer, ein barmherziger Samariter, nahm ihn freundlich auf und that zu seiner Verpflegung und Herstellung, was er nur (irgend) konnte.

386.

Fortsetzung.

Als nach einiger Zeit dieser gute Mann einen reichen Fang gethan hatte, wollte er die Fische in einem Boot nach Kiew bringen, um sie dort vortheilhaft zu verkaufen. Der arme Doctor bat den Fischer, ihm doch ein Plätzchen in dem Boote zu gönnen, dann wollte er mit nach der Stadt fahren und dort sein Glück als Arzt versuchen. Der Fischer willigte gern ein, machte ihm einen bequemen Platz zurecht und spannte sogar ein Tuch über sein Boot, weil B.... immer noch sehr schmerzlich an den Augen litt. — Die Fahrt geht vorwärts. Gegen Abend gelangen sie an eine Zollstätte an, und der Aufseher, ein alter Soldat mit einem Stelzfuß, humpelt heran, um das Boot zu untersuchen. Als er den kranken Doctor erblickt, kann er seine Augen gar nicht von ihm abwenden.

387.

Fortsetzung.

Endlich bittet er ihn, auszusteigen, mit in seine Hütte zu gehen und sich dort ein wenig zu erquicken. B.... wäre weit lieber auf seinem Lager liegen geblieben, aber der Aufseher bittet so dringend, daß er es ihm nicht wohl abschlagen kann. Als sie in die Stube treten, stellt sich der Stelzfuß dicht vor B.... hin und spricht: „Kennen sie mich denn gar nicht mehr, lieber Herr Doctor? Entsinnen sie sich nicht des Soldaten, dem sie bei Stuttgart das Bein abnahmen und ihm dadurch das Leben erhielten, als schon alle Andern ihn verlassen hatten?“ — B.... besinnt sich jetzt, erkennt den alten Kriegskameraden wie-

der, und die alte Freundschaft wird herzlich erneuert. Der Zöllner bittet nun den Fischer, bis morgen Halt zu machen.

388.

Fortsetzung.

Alles, was die Hütte leisten kann, wird aufgeboten, die Gäste zu erquicken und zu erfreuen. Mit Anbruch der Nacht kehrt der Fischer in sein Boot zurück; für B.... aber hat der dankbare Zollaufseher ein recht weiches Lager bereitet. Nun möge er sich zur Ruhe begeben, sagte der Wirth, aber sich nicht wundern, wenn er etwa während der Nacht im Stalle nebenan ein Geräusch hören werde; denn es gäbe da zuweilen Geschäfte, und überdem müsse er die Nacht einen kleinen Gang machen. In der That wird B.... auch durch ein Geräusch und Geklirr aufgeweckt, schlummert aber, müde wie er ist, bald wieder ein. — Am Morgen steht der Stelzfuß vor seinem Bette mit einem Beutelchen voll Geld in der Hand und bittet seinen Gast, flehentlich, es anzunehmen, weil er ja jetzt der Hülfe so benöthigt sei.

389.

Schluß.

Nun wird dem Doctor mit einem Male Alles klar. „Freund!" ruft er aus, „du hast diese Kuh' verkauft, um mir mit diesem Gelde zu helfen!" „Es ist wahr," entgegnete der ehrliche Mann, „aber sollte mir der Retter meines Lebens nicht hundert Mal mehr werth sein, als meine Kuh'?" — B.... sieht ein, daß er dieser guten Seele unendlich weh thun würde, wenn er das Anerbieten länger zurückwiese Er nimmt also das Beutelchen mit 10 Rubeln als ein Darlehn an, welches er bald von Kiew aus zurückzuzahlen hofft. Mit heißen Thränen küßt ihm der dankbare Zollaufseher die Hände, versorgt ihn auch noch mit Lebensmitteln und einem warmen Pelz für die Reise, und B.... kommt glücklich in Kiew an. Hier geht alles nach seinen Wünschen. B.... macht glückliche Kuren, verdient viel

Geld, schickt seinem wackern Wirthe am Dnjepr das Darlehn, sammt den Zinsen zurück, und es fehlte ihm, da nun auch seine Gesundheit vollkommen wiederhergestellt war, an nichts mehr.

390.

Der gute Sohn.

Paul Erdmann Isert, ein dänischer Arzt, erzählt in seiner Reisebeschreibung nach Guinea (1789,) folgendes Beispiel der zärtlichsten kindlichen Liebe.

Ein Neger, der in den dänischen Niederlassungen am Rio Volta wohnte, war durch Unglücksfälle in schwere Schulden gerathen und sah, da er von den Gläubigern gedrängt wurde, kein Mittel, sie zu bezahlen. „Ich habe nichts weiter," sagte der unglückliche Mann, „dich zu bezahlen, als meine Person; willst du also, so verkaufe mich, wenn es dir beliebt." Der hartherzige, erbitterte Gläubiger ergriff ihn sogleich und verkaufte ihn. Darauf ward er mit mehreren Sclaven an einer gemeinschaftlichen Halskette, wie Gebrauch ist, angeschmiedet und nach dem Strande abgeführt. Hier blieb er etwa sechs Wochen, bis das Schiff, welches die Sclaven nach Westindien bringen sollte, seine volle Ladung eingenommen hatte.

391.

Fortsetzung.

Unterdessen war aber bei dem Sohne des verkauften Mannes der Entschluß zur Reife gediehen, den Vater aus den Ketten zu erlösen. Hierzu fühlte er sich noch desto mehr verpflichtet, da nach dem Recht des Negervolkes der Vater ihn, den Sohn, hätte verkaufen können und nur aus großer, väterlicher Zärtlichkeit lieber sich selbst aufgeopfert hatte. Der Sohn kam also, von mehreren seiner Verwandten geleitet, zum Strande und erklärte, daß er Willens sei, einen der hier versammelten Sclaven auszutauschen. Dies geschah öfters, wenn der Sclavenhändler seinen Vortheil dabei fand.

Isert, der dänische Arzt, befand sich gerade damals im Waarenhause, wo er mit der Aufsicht beauftragt war. Er ließ

sich den Sclaven, welchen die Neger zurückverlangten, und den, welcher statt desselben, sich die Fesseln anlegen wollte, zeigen. Ein kräftiger Jüngling der Letztere, ein alter Mann der Erstere; der Umtausch war annehmlich und wurde sogleich bewilligt.

392.

Schluß.

Man führte nun die bereits eingeschmiedeten Sclaven vor. Welch' eine Scene, als der Sohn seinen Vater in Ketten erblickte, ihn um den Hals fiel und Thränen des Dankes und der Freude weinte, daß er so glücklich sei, seinen Vater noch erlösen zu können. Die Kette wurde geöffnet, der Vater befreit, der Sohn eingeschmiedet. Dieser aber war vollkommen ruhig und bat den Vater, sich seinetwegen nicht im mindesten zu betrüben. Aber was that Ifert? Er zeigte diesen merkwürdigen Vorfall ungesäumt dem dänischen Statthalter an, und dieser, von gleicher Menschenliebe durchdrungen, ließ sogleich den befreiten Vater und die Verwandten vor sich kommen, verabredete es mit ihnen, daß der Kaufpreis nach und nach abbezahlt werden könnte, ließ nun auch den wackern Sohn frei, und Alle reisten vergnügt nach ihrer Heimath zurück.

393.

Treue Mutterliebe.

Im Jahre 1783 war auf der Insel Sicilien ein furchtbares Erdbeben, so wie es die Bewohner noch nie erlebt hatten. Besonders wüthete es in der Stadt Messina, die dasselbe Schicksal traf, das früher Lissabon heimgesucht hatte. Der Erdboden bekam ungeheure Risse und Spalten, aus deren dunkler Tiefe sich stinkende Rauchsäulen erhoben. Nicht blos kleine Häuser, nein die größten Paläste stürzten krachend zusammen, und heulend und schreiend rannten die Menschen fort, um nur das freie Feld zu gewinnen. Unter ihnen war auch der Graf Spadara und dessen Diener, die des Grafen Gemahlin trugen, da sie in einer tiefen, dem Tode ähnlichen Ohnmacht lag. Endlich war man

in Sicherheit. Essig, Salmiak und andere Mittel wurden angewandt, die Gräfin zu erwecken. Es gelang endlich. Staunend blickte sie um sich, und ihre Augen suchten sehnsüchtig ihr einziges Kind.

394.

Fortsetzung.

Ach! in dem Tumult der Flucht, in dem Zustand der Angst und des Schreckens, hatte Niemand an dasselbe gedacht. Es befand sich noch in dem verlassenen Pallast. Man gestand es ihr und bat sie fußfällig, ruhig zu sein, da man zurückeilen und es holen wolle. Da aber schrie die Gräfin auf: „Und ich sollte hier verweilen? Nein, ich selbst will es suchen und retten, oder mit ihm sterben. Sie erhob sich rasch, als habe ihr nichts gefehlt, schleuderte kräftig die Diener fort, die sie zurückhalten wollten, selbst den eigenen Gatten, der sie weinend umfaßte, und flog zurück in die rauchende Stadt, wo der Tod bei jedem Schritt auf sie lauerte, nur begleitet von zwei Dienern, die Mühe hatten ihr zu folgen. Sie erreicht glücklich ihren Pallast, allein er wankt in seinem Grunde, wie ein Baum, den der Wind bewegt. Große Steinmassen reissen sich los und stürzen krachend auf die Straße, die eben einen ungeheuren Riß bekommt.

395.

Schluß.

Grauen und Entsetzen ergreift die treuen Diener, sie zittern wie Espenlaub und wagen sich nicht näher. Doch die Mutter denkt nur an ihr Kind. Sie fliegt hinein in das krachende Gebäude, findet das Kind, das weinend die Hände um ihren Nacken schlingt und eilt mit ihm hinaus. Schon steht sie in der Thür des Hauses, wo Steine und Balken ihr den Ausweg versperren und sie nöthigen, einen Augenblick still zu stehen. Doch jetzt bricht das Gebäude in sich zusammen und begräbt Mutter und Kind unter den Trümmern, während die Diener be-

sinnungslos forteilen. Mehrere Wochen darauf wurden die Steinmassen bei Seite geschafft und die Plätze geebnet. Da fand man die treue Mutter, die Gräfin Spadara, die noch im Tode mit ihrem Leibe ihr Kind gedeckt hatte, das zwar todt, aber völlig unversehrt aus den Trümmern hervorgezogen wurde.

Sechste Abtheilung.

Anekdoten.

396.

Er legt seine Eier nicht selbst.

Unlängst fragte ein Lehrer einen seiner Schüler bei dem öffentlichen Examen: „Wodurch unterscheidet sich ein Kuckuk von den andern Vögeln?" Der Knabe dachte nach, erinnerte sich, daß er gehört habe, daß der Kuckuk sich kein Nest baue, sondern seine Eier in anderer Vögel Nester lege, verwunderte sich etwas in seiner Befangenheit und platzte endlich auf die wiederholte Frage heraus: „Er legt seine Eier nicht selber."

397.

Die kluge Neugier.

Eine vornehme Dame lebte mit ihrer erwachsenen, aber eben nicht klugen Tochter auf einem Schlosse zusammen. Einst trat die Mutter zu der Tochter in die Stube und bemerkte, daß

jene vor einem großen Spiegel stand mit fast zugedrückten Augen. „Nun, meine Tochter," rief die Mutter, „weshalb stehst du vor dem Spiegel, wenn du die Augen zuschließest?" „Ich wollte nur sehen, wie ich aussehe, wenn ich schlafe," antwortete die Tochter.

398.

Ich lasse mich nur einmal betrügen.

Ein Herr, welcher dafür bekannt war, daß er nie wieder bezahlte, was er geborgt hatte, ging zu seinem Nachbar und bat ihn um eine kleine Summe. Der Nachbar that es und gab das Geld gleich verloren. — Du bist doch, dachte er, auf diese Weise diesen Menschen los, — aber nach einigen Wochen kam derselbe und bezahlte. Kurze Zeit darauf wollte er auf's neue eine viel größere Summe von ihm borgen. „Nein," sagte der Nachbar zu ihm, „ich lasse mich nur einmal betrügen."

399.

Der ausgeführte Auftrag.

Ein wachehabender Soldat rief einem vorübergehenden Knaben zu, gab ihm zwei Groschen und sagte: „Da, Junge, hole dir eine Brezel und mir auch eine!" Der Knabe ging und ließ lange auf sich warten. Endlich kam er auf beiden Backen kauend, aber ohne Brezel. „Nun Junge! wo ist meine Brezel?" Der Knabe antwortete ganz naiv und ruhig: „Es war nur noch eine Brezel da, die hab ich mir gekauft. Hier haben Sie Ihren Groschen zurück."

400.

Das Duell.

Ein Präsident der ehemaligen französischen Nationalversammlung wurde von einem Officier zum Duell herausgefordert. „Ich kann nicht fechten," antwortete der Präsident, „und noch weniger schießen; ich weiß nicht einmal, wie ein Gewehr geladen wird. Wenn aber doch einer von uns umkommen soll, so mache ich

Ihnen den Vorschlag, in Gegenwart einiger Zeugen zu würfeln; wer nun die wenigsten Augen wirft, der wird von dem andern unter Beihülfe der Zeugen an einen Baum gehenkt." — Diese Art von Duell wollte dem Officier gar nicht behagen, er schüttelte den Kopf und ließ den Präsidenten in Ruh.

401.

Der beschäftigte Diener.

Ein vornehmer Herr hatte eine große Anzahl Bedienten, wußte aber selbst nicht recht, wozu. Dessenungeachtet traf es sich oft, wenn er einen oder den andern rief, daß keiner gleich erschien. Einst rief er auch einen Bedienten, Namens Johann, und befahl ihm, gleich zu ihm zu kommen. Johann aber gab zur Antwort: „Gnädiger Herr, jetzt kann ich nicht kommen, ich muß dem Georg helfen." „Was macht denn der Georg?" erwiederte der Herr. „Der Georg," antwortete Johann, „der Georg, nun — — der Georg — macht nichts."

402.

Die kluge Antwort.

Anton, der neunjährige Sohn eines Gerbers, spielte mit mehreren seiner Kameraden auf einem eingezäunten Platze, auf welchem sich mehrere leere, aber ziemlich tiefe Lohgruben befanden. Anton sprang aus Vorwitz in eine von ihnen. „Ei," riefen ihm die Kameraden zu, „wie willst du aber wieder herauskommen, Anton?" „Ach, ihr wunderlichen Menschen," erwiederte dieser ganz ruhig, „ich laufe in die Scheune, hole mir eine Leiter, und steige dann auf dieser hinaus."

403.

Vorsicht eines Blinden.

Ein blinder Mann ging des Nachts mit einer Laterne und holte sich einen Krug Wasser. Es begegnete ihm ein junger Mensch, welcher den Blinden am Arme nahm und zu ihm sagte: „Du bist ein rechter alter Narr! Was machst du mit

der Laterne, da doch Tag und Nacht einerlei bei dir ist?" — Der Blinde lachte und gab ihm zur Antwort: „Ich trage die Laterne nicht meinetwegen, sondern für solche Narren, wie du bist, damit sie mich nicht überrennen und mir meinen Krug zerbrechen".

404.

Der erwünschte Dieb.

Zwei blutarme Studenten schliefen in ihrem Dachzimmer allein. Auf einmal hört der eine ein Geräusch und sieht, daß ein Mann durch das Dachfenster hereinsteigt. — „Du Bruder!" flüsterte er seinem ebenfalls erwachten Kameraden in's Ohr, „ein Dieb kommt zu uns!" — „Pst! laß ihn nur hereinsteigen," entgegnete der Andere mit kaum hörbarer Stimme; — „ich werde ihn dann recht barsch anschreien, vielleicht — verliert er vor Schrecken etwas, — was er schon anderswo gestohlen hat."

405.

Die witzige Ausrede.

In einer Stadt lebten zwei Brüder. Der eine von ihnen reiste einst nach Griechenland und schrieb von da aus an seinen Bruder und bat in seinem Briefe, ihm einiges Geld zu schicken. Dieser war aber sehr geizig und schickte nichts. Als bald darauf jener aus Griechenland zurückkam, lief ihm dieser entgegen und sagte: „Guter Bruder, verzeihe mir, daß ich dir kein Geld geschickt habe, allein ich bin ganz unschuldig, denn zum Unglück habe ich den Brief, worin du mich um Geld batest, gar nicht erhalten."

406

Barometer und Thermometer.

Zwei junge Damen von reichen Eltern, Schwestern, die große Ansprüche auf ästhetische und gelehrte Bildung machten und in sehr absprechendem Ton das Wort führten, befanden sich in einer Gesellschaft, wo über Barometer und Thermometer ge-

sprochen wurde. Die Jüngste äußerte: „Was ist denn da für ein Unterschied? Sie sehen ja ganz gleich aus.“ — „Wie kannst du so sprechen!“ wies sie die Aelteste zurecht; es ist ein großer Unterschied zwischen Beiden. Der eine hängt innerhalb des Zimmers, der andere außerhalb am Fenster.“

407.

Anleihen.

Ein Zuckerbäcker war ein außerordentlich freundlicher und gefälliger Mann. Ein junger Mann hatte einmal eine Tasse Kaffee bei ihm getrunken und sagte, als er dieselbe bezahlen wollte: „Können Sie mir auf einen Halbimperial herausgeben?“ — „O ja, o ja,“ sagte der Conditor und zahlte fünf Rubel, fünf Copeken hin. Der junge Mann strich das Geld ein mit den Worten: „Den Halbimperial werde ich Ihnen morgen mitbringen.“ — „Schön, schön,“ sagte der freundliche Conditor.

408.

Cooks Tod.

In einer Gesellschaft wurde einmal von einem berühmten Mann, Namens Cook, gesprochen, welcher zu Schiffe dreimal um die ganze Erde gereiset war. Man sprach auch darüber, daß er auf eine so bedauernswürdige Weise sein Leben auf der Reise eingebüßt habe. Er wurde von wilden Leuten auf einer Insel erschlagen und dann aufgefressen. Eine Dame, welche das gehört hatte, fragte: „Ist Herr Cook auf seiner zweiten oder dritten Reise gestorben?“

Selbst den Ernsthaftesten in der Gesellschaft wurde es schwer, das Lachen zurückzuhalten.

409.

Unüberlegtheit eines Herrn.

Ein Herr mußte einen nothwendigen Gang machen, als eben keiner von seiner Familie zu Hause war. Seine Stube wollte er nicht unverschlossen lassen, damit ihm nicht jemand

etwas wegtragen könnte, und gleichwohl wollte er auch nicht, daß wenn jemand von den Seinen während seiner Abwesenheit nach Hause komme, derselbe auf seine Zurückkunft warten müßte, um in die Stube hineinzukommen. Er entschloß sich kurz, zog den Stubenschlüssel ab, legte ihn auf den Tisch, schloß die Thür zu und schrieb auswärts an die Stubenthür: „Der Schlüssel liegt drinnen auf dem Tische."

410.

Deckmantel.

Jemand saß im Wirthshause und zechte darauf los. Als es aber zur Zahlung kam und der Wirth die Zeche machte, sagte er: „Herr Wirth, ich habe jetzt kein Geld bei mir; ich bitte, warten Sie bis morgen." Der Wirth sagte: „Ja, aber ich bitte, sagen Sie mir Ihren Namen." Der Gast sagte ihm seinen Namen, und der Wirth schrieb ihn vor aller Leute Augen an eine Tafel und sagte: „Sie werden vielleicht nicht wollen, daß man Ihren Namen so öffentlich vor Augen sehe; deswegen bitte ich, geben Sie mir Ihren Mantel, damit ich den Namen bedecken kann."

411.

Sonderbarer Diebstahl.

In einer Gesellschaft erzählte man von verschiedenen äußerst schlau ausgeführten Diebereien. „Das alles ist nichts," äußerte Jemand, „in Vergleich zu dem, was mir einmal widerfuhr. Eines Abends ging ich mit einen Zehnrubel-Schein in der Brieftasche in's Theater. Ich bemerkte zwar, daß sich ein Unbekannter an mich drängte, allein ich schöpfte keinen Verdacht, denn ich hatte die Brieftasche in meinem zugeknöpften Busen verwahrt. Als ich aber nach Hause kam und die Brieftasche öffnete, gewahrte ich mit Bestürzung, daß der schlaue Wicht zwei Rubel und funfzig Copeken daraus gestohlen hatte.

412.

Edelmann.

Es war Jemand in England wegen einiger Vergehen vor

Gericht gefordert. Nach geschehener Untersuchung wurde er zu einer Gefängnißstrafe und Tragung der Kosten verurtheilt. Der Richter machte ihm es bekannt und sagte: „Bevor Ihr Eure Gefängnißstrafe antretet, sollt Ihr noch für jeden abgenommenen Zeugeneid einen Schilling entrichten.“ „Wie so?“ fragte der Verurtheilte, „ich ein bin Edelmann?“ — „Ach! Ihr seid ein Edelmann?“ sagte der Richter, „davon habt Ihr zuvor nichts gesagt. Gut, daß ich es noch zu rechter Zeit durch Euch selber erfahre. Ein Edelmann zahlt in solchen Fällen für jeden Zeugeneid fünf Schillinge.“

413.

Der erwünschte Diebstahl.

In London hatte ein Dieb einen armen französischen Priester angefallen und ihm alles das wenige Geld, das er bei sich hatte, genommen. Doch nicht zufrieden damit, zog er dem armen Geistlichen auch den Rock aus und tauschte mit ihm. Der Franzose fing nun an, aus Furcht fortzulaufen. Kurz darauf hörte er, daß der Dieb auch wieder hinter ihm herlief und ihm zurief: stille zu stehen. Dieß veranlaßte den Priester, nur noch stärker zu laufen, bis er in eine volkreiche Straße kam. Hier, wo er sicher war, griff er in die Taschen seines durch Zwang eingetauschten Rockes und fand darin eine Banknote von funfzig Pfund Sterling, an welche der Dieb nicht gleich gedacht hatte.

414.

Wie sich das Klavier in der Ferne ausnimmt.

Ein berühmter Tonkünstler kam zu einer Fürstin, welche eben ein theures Klavier erhalten hatte. „Sehen Sie doch einmal zu,“ sagte sie zu ihm, „was an dem Instrumente ist?“ — Er setzte sich darauf nieder und spielte auf dem Klavier, welches ihm sehr gefiel. Plötzlich stand er auf und lief in das Nebenzimmer. Die Fürstin, welche nicht wußte, was der Mann dort machen wollte, ging ihm nach, da er in einiger Zeit nicht

wieder kam. Hier fand sie ihn im Nebenzimmer, in der Stellung eines Horchenden. „Was machen Sie da?" fragte sie ihn. — „Ich wollte nur hören," antwortete er, „wie sich das Klavier in der Ferne ausnähme!"

415.

Der einfältige Bediente.

Ein einfältiger Diener sollte seinem Herrn des Abends im Finstern Etwas aus einem Zimmer holen. Die Stube stand offen, und der Diener wußte es nicht. Um nicht mit dem Gesichte gegen die Wand zu stoßen, hielt er beide Arme ausgestreckt vor sich hin. Unglücklicher Weise ging er gerade auf die offenstehende Thür los, so daß sie zwischen seinen ausgestreckten Armen mit der Kante durchging, und er sich tüchtig an die Nase stieß. „Ach!" rief er vor Schmerz aus, „ich hätte nicht gedacht, daß die Nase länger ist, als meine Arme!"

416.

Die Bücklinge rechts und links.

Ein junger Officier hatte eine Blessur am rechten Schenkel erhalten und hinkte dergestalt, daß es aussah, als ob er bei jedem Schritte eine Verbeugung nach der rechten Seite machte. Ein Freund ging einst mit ihm in einen Garten durch eine Reihe Bänke, die links und rechts mit Damen besetzt waren. — „Sie machen (ja)," sagte der Freund, „alle Bücklinge nach der rechten Seite hin, — die Damen links werden das übel nehmen." — „Nur Geduld!" erwiederte der Lahme; „wenn wir zurückkehren, wird die Reihe an die Damen der linken Seite kommen."

417.

Die naive Antwort.

Ein Kutscher fuhr auf der Landstraße mit einem leeren Leiterwagen. Er sah ein altes Weib, welches einen schwer bepackten Tragkorb auf dem Rücken trug und sich mühsam wei

ter schleppte. — „Setze dich Altchen auf meinen Wagen!" sagte ihr der Kutscher. Das Weib setzte sich mit Dank auf. Nach einigen Minuten bemerkte der Kutscher, daß das Weib den Tragkorb auf den Rücken behielt, und fragte sie, warum sie ihn denn nicht in den Wagen setze! — „Ach mein Gott," versetzte das dankbare Weib: „Sie sind ohnedieß schon so mitleidig und führen mich mit, warum soll Ihnen denn mein Korb noch zur Last fallen?"

418.

Das andere Huhn.

Ein Schusterjunge mußte aus dem Wirthshause zwei gebratene Hühner holen. Als er sie nach Hause trug, kam ihm der Geruch so angenehm in die Nase, daß er nicht widerstehen konnte, die Hühner aufzudecken, dann davon zu kosten und endlich ein ganzes Huhn zu verzehren. Das zweite trug er nach Hause und stellte es auf den Ofen. Als auf den Tisch die Schüssel aufgesetzt wurde, verwunderte sich die Meisterin nicht wenig, nur ein Huhn zu finden und fragte den Jungen, wo denn das andere sei. Aengstlich erwiederte dieser: „Frau, das ist ja das andere."

419.

Einfältiger Vorsatz eines vom Tode Geretteten.

Ein Mensch, welcher sich baden wollte, wäre beinahe im Wasser ertrunken, wenn nicht die anderen Menschen gekommen wären und ihn gerettet hätten. Sie empfahlen ihm für die Zukunft vorsichtiger zu sein, oder wenigstens sich dort zu baden, wo es nicht tief wäre, damit er nicht ertrinken könnte. „Ach," sagte er, „seid unbesorgt, ich werde mich schon hüten. Ich werde nicht eher ins Wasser gehen, bis ich zu schwimmen gelernt habe."

Man sprach in einer Gesellschaft von demselben Herrn, daß er ein sehr kluger und einsichtsvoller Mann sei. „O," sagte einer von den Gästen, „glauben Sie das nicht, ich kenne ihn besser; er stellt sich nur so klug!"

420.

Treffende und kühne Antwort eines Knaben.

In einem Kriege, welchen ein gewisser Graf Montefeletri führte, war der zehnjährige Sohn desselben von dem Feinde gefangen und in eine Stadt gebracht worden, welche der Graf eben belagerte. Montefeletri suchte die Stadt zu erobern, was ihm aber nicht gelang. Da der Angriff abgewehrt war, so ließ der Befehlshaber der Stadt den jungen Knaben vor sich kommen: „Hör," sagte er zu ihm, „wenn dein Vater noch einmal kommt und unsere Stadt angreift, so laß ich dir den Kopf abschlagen!" — „Das kann ich nicht hindern," antwortete das unerschrockene Kind, „aber wessen Kopf wird dann abgeschlagen werden, wenn mein Vater zum dritten Male kommt?"

421.

Beruhigung.

Jemand, der entsetzliche Zahnschmerzen hatte, ging zum Chirurgen, setzte sich nieder und befahl dem Gehülfen, ihm sogleich den schadhaften Zahn auszubrechen. Der Gehülfe setzte die Zange an, riß und riß, der Arme schrie laut auf, fühlte an den Mund und bemerkte, daß ihm der Ungeschickte mit dem schadhaften auch einen zweiten Zahn ausgezogen hatte; er schrie wüthend: — „Kerl, du hast mir zwei Zähne statt eines ausgebrochen?" — „Ich sehe es wohl, aber seien Sie nur still, schreien Sie nicht so, hinten steht mein Herr, wenn der es erfährt, so müssen Sie für zwei bezahlen." — „Ja so! ich danke Dir."

422.

Englische Kaltblütigkeit.

In einem Pariser Gasthause rauchte ein junger Lord; die Asche seiner Cigarre fiel jeden Augenblick auf seine Seiden-Cravatte. Ein anderer Herr, in einem Paletot gekleidet und sich bereits zum Fortgehen rüstend, stand mit dem Rücken gegen das Feuer gelehnt, am Kamin und hatte den jungen Lord schon

dreimal auf die Funken aufmerksam gemacht. Endlich als er ihn zum viertenmal darauf aufmerksam machte, wurde der junge Lord über diese fortwährende Mahnung ärgerlich und sagte: „Was mischen Sie sich drein mein Herr? Ihr Paletot brennt schon eine halbe Stunde lang, und ich habe Ihnen nichts davon gesagt."

423.

Oben und unten.

Jemand hatte in seinem Keller ein großes Faß Wein. Er glaubte, daß seine Leute im Hause von Zeit zu Zeit ihm einige Flaschen von dem Wein wegnähmen, und er versiegelte das ganze Faß am Spundloch sehr sorgfältig. Dennoch fehlte nach einiger Zeit wieder etwas am Wein. Da nun eben am Spundloche sein Siegel unberührt war, so wußte er gar nicht, wie die Diebe seinen Wein stehlen konnten. Einer von seinen Bekannten sagte ihm, daß er unten am Faße bei dem Zapfloche zusehen möchte; ohne Zweifel hatten sie dort eine Oeffnung gemacht. — „Ei! liebster Freund," antwortete er ihm, „das kann nicht sein, denn der Wein fehlt nicht unten, sondern oben."

424.

Zu große Aengstlichkeit.

Ein sehr ängstlicher Mensch hatte eine leichte und unbedeutende Wunde am Arme bekommen. Er ließ eiligst den Wundarzt rufen und bat ihn, das Möglichste zu thun, um sie nicht gefährlich zu machen. „Junge," sagte der Wundarzt zu seinem Lehrknaben, welchen er mitgebracht hatte, „lauf hurtig nach Hause und hole das Wundpflaster, das im Schranke liegt, aber eile, daß du gleich wieder da bist." — „Ist denn die Wunde so gefährlich?" fragte der Verwundete zitternd. „Nein mein Herr," antwortete der Wundarzt, „sie ist so ungefährlich, daß wenn der Knabe nicht recht hurtig laufen wird, so wird sie zuheilen, ehe er wieder kommt."

425.

Fremde Füße.

Ein Betrunkener fiel mitten im Fahrwege nieder und schlief ein. Er kam von einem Hochzeitschmause und hatte daher auf den Füßen seidene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Einer, der ihn sah, daß er so lag, zog ihm die Schuhe und die seidenen Strümpfe aus und machte sich aus dem Staube. Der Trunkenbold erwachte nicht. Eine Viertelstunde nachher fuhr ein Wagen des Weges. Als der Kutscher einen auf der Straße liegenden Menschen sah, hielt er die Pferde an, stieg ab und rüttelte den Betrunkenen mit den Worten: „Steh doch auf, sonst fahre ich dir über die Füße.“ Der Trunkene erwachte, fühlte nach seinen Füßen und als er sie nackt fand, sagte er: „Fahr zu, Kutscher, das sind gar nicht meine Füße, ich habe seidene Strümpfe an.“

426.

Schmackhafte Carbonade.

Im Sommer 1841 war ein Engländer auf einem Dampfschiffe vier Wochen hindurch Tag und Nacht von Köln nach Mainz und von Mainz nach Köln gefahren. Diese andauernde Wiederholung derselben Fahrt veranlaßte den Capitain, dem treuen Passagiere zu bemerken, es scheine, die Rheingegend gefalle ihm ausnehmend wohl. —

„Was Gegend!“ erwiederte der Engländer, „ich war in Neapel und Konstantinopel und habe viel schönere Gegenden gesehen, aber so ausgezeichnete Carbonade, wie man auf diesem Dampfschiffe giebt, habe ich in der ganzen Welt nicht gefunden, und deßwegen gedenke ich Ihre Fahrten noch einige Zeit mitzumachen.“

427.

Der leicht entdeckte Dieb.

Bei einem öffentlichen Gastmahle wurde ein silberner Löffel vermißt. Jedermann war erbötig, seine Taschen umzuwenden,

aber der Wirth, ein witziger Kopf, verbat es sich und sagte: „Meine Herren, lassen Sie das nur gut sein; der Löffel kann sich leicht finden; seien Sie aber so gütig und stecken Sie die Köpfe Alle unter den Tisch."

Als dieß gethan wurde, sagte er laut: „Nun meine Herren, haben Sie alle die Köpfe unter dem Tische?"

„Ja," war die allgemeine Antwort.

„Auch der," fragte er weiter, „der den Löffel genommen hat?"

Mechanisch antwortete dieser: „Ja."

„Nun, wenn das so ist," versetzte der Wirth trocken, „so geben Sie ihn wieder heraus."

428.

Beispiele der Dummheit.

Ein junges Mädchen, wie auch viele, von unersättlicher Leselust befallen, hatte die üble Gewohnheit, des Abends im Bette noch zu lesen, wobei sie gewöhnlich einschlief. Die Mutter, sich in den Willen der gebildeten Tochter fügend, hatte der neuen Köchin den Befehl gegeben, an jedem Abende nach dem Fräulein zu sehen und das Licht zu löschen. In einer Nacht, als die Herrin im tiefsten Schlafe lag, wurde sie von der schreienden Köchin geweckt: „Herrin, Herrin, was soll ich nun machen?" — „das Fräulein — —" — „Nun, um Gotteswillen ist mit ihr ein Unglück geschehen?" — „Ach nein, aber sie hat heute das Licht ausgelöscht."

429.

Fortsetzung.

Die Frau eines pommerschen Landedelmanns bekam plötzlich einen Krampf; der Mann, höchst erschrocken, rief schnell seinen Knecht: „Hans!" schrie er, „sattle geschwind das braune Pferd, reite zur Stadt und hole den Doctor, spute dich, ich werde unterdessen einen Brief schreiben." Während der besagte Gatte an den Medicus schrieb, hatte seine Frau sich völlig er-

holt. Jetzt trat Hans herein. „Herr! das Pferd ist gesattelt.“ sagte er. — „Warte noch, ich muß noch einige Worte hinzufügen,“ sagt der Herr, und sofort schrieb er als Nachschrift unter seinem Briefe: „Meine Frau ist wieder ganz hergestellt und Sie brauchen gar nicht zu kommen!“ Darauf siegelte er ihn, und Hans ritt eilends in die Stadt mit ihm.

430.

Zorn macht blind.

Jemand in Berlin ritt gewöhnlich auf einem sehr kleinen Pferde. Einst ritt er bei regnerischem Wetter, wobei er sich in einen sehr weiten Mantel hüllte, der ihn und sein Pferdchen ganz bedeckte. Als er die Stralauerstraße passirte, überfiel ihn ein Platzregen; diesem wollte er entgehen, ritt daher sehr schnell und warf unglücklicher Weise einer Höckersfrau ein Paar Körbe mit Obst um. Das Weib gerieth gewaltig in Zorn und schrie: „Halt! halt; da läuft der große ungeschickte Kerl hin!“ In der Bestürzung hielt sie den Herrn und sein kleines Pferd für eins.

431.

Der vorsichtige Träumer.

Es giebt doch sehr einfältige Leute in der Welt. Im schweizerischen Städtlein Witlisbach im Kanton Bern übernachtete einst ein Reisender. Als er in's Bett gehen wollte und bereits ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus der Reisetasche, zog sie an, band sie mit den Strumpfbändern an den Füßen fest und legte sich also in das Bett. Dann sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtete: „Theurer Freund, warum thut Ihr das?“ Darauf erwiederte der erste: „Vorsichtshalber; denn ich bin einmal im Traume in eine Glasscherbe getreten, und habe im Schlafe solchen heftigen Schmerz empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen werde.“

432.

Einfalt über Einfalt.

Ein einfältiger Mensch wollte sein Haus verkaufen. Um

es schneller loszuwerden, brach er einen großen Stein aus demselben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wurde, und setzte sich damit unter die Verkäufer. Wenn jemand kam und fragte: „Was verkauft Ihr?“ so sprach er: „Mein zweistöckiges Haus in der Langstraße. Wenn Sie es kaufen wollen, — so können Sie hier ein Muster sehen.“

433.

Ein Wort giebt das andere.

Ein reicher Herr schickte seinen Sohn Peter nach Paris, um die Sprache und Sitten der Franzosen zu erlernen. Nach einem Jahre kommt ein Knecht aus des Vaters Hause auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er vor Staunen und Freude aus: „Ei, Hans, wie führte dich Gott her? Wie steht es zu Hause und was giebt's Neues?“ — „Nicht viel Neues, Gnädiger Herr, als nur, daß vor zehn Tagen Euer schöner Rabe, den Euch vor einem Jahre der Jäger geschenkt hat, gestorben ist.“ „O, das arme Thier,“ erwiederte Peter. „Was hat ihm gefehlt?“ — „Er hat zu viel Aas gefressen, als unsere schönen Pferde fielen eins nach dem andern.“

434.

Schluß.

„Wie! die vier schönen Pferde meines Vaters sind gefallen?“ fragte Peter. „Wie ging das zu?“ — „Ach, sie sind zu sehr angestrengt worden mit Wasserfahren, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen.“

„Um Gottes Willen!“ rief Peter voll Schrecken aus, — „unser schönes Haus ist abgebrannt? Wann das?“ — „Am Begräbnißtage Ihres seligen Vaters. Er ist bei Nacht begraben worden mit Fackeln. Von einem Fünklein ist der Brand entstanden.“

„Unglückselige Botschaft! Mein Vater ist todt? Und wie geht es meiner Mutter?“ — „Sie ist vor acht Tagen eben-

falls in das kühle Grab gebettet worden. Der Gram hat sie verzehrt. Mehr ist Neues nicht," setzte er hinzu.

435.

Dummheit eines Bedienten.

Ein Mann von Stande nahm einen jungen einfältigen Burschen zum Bedienten an. Nachdem er ihn einige Tage in seinem Dienste gehabt hatte, sandte er einem Fremden auf einem feinen Porzellanteller einiges schöne Obst, und dieses wurde mit einem ähnlichen Teller bedeckt. Bei der Abgabe ließ der Bediente den einen Teller fallen, so daß er zerbrach. Er kam mit dem andern zurück und erzählte seinem Herrn sein Unglück. Dieser schalt ihn über seine Ungeschicklichkeit und fragte ihn dabei: „Aber wie hast du es gemacht?" — „So!" sagte der Tropf und warf den Teller, den er in Händen hielt, zur Erde.

436.

Berliner.

Ein junger Rechtsgelehrter war bei Friedrich dem Großen vorgelassen. „Was will Er?" fragte der König. „Ew. Majestät unterthänigst um eine Anstellung bitten." — „Was ist Er für ein Landsmann?" — „Ein Berliner," antwortete der Gefragte. „So kann ich Ihm gar nicht helfen," replicirte der König, „die Berliner taugen nicht viel." — „Ew. Majestät haben Recht, aber es sind doch zwei Ausnahmen." — „Und die sind?" fragte der König, auf den jungen Mann einen neugierigen Blick werfend. — „Ew. Majestät und ich," war die Antwort. — „Na, so muß eine Ausnahme der andern aus der Noth helfen, das ist nicht anders; gehe Er nach Hause, Er wird versorgt werden."

437.

Bestrafte Eitelkeit.

Ein französischer Schauspieler, welcher in den Provinzen spielte, hatte die Eitelkeit, daß er sich in der Gestalt eines Achil-

les malen ließ. Er war, ehe er auf das Theater kam, ein Tischler gewesen. Der Maler verbarg ihm beide Hände hinter einem Schilde, den er nur mit Wasserfarben malte, das Uebrige des Portraits aber mit Oelfarben. Nach einiger Zeit war etwas von der Farbe im Schilde abgefallen und verunstaltete das Bild. Der Schauspieler bat daher den Maler es auszubessern. Allein dieser sagte ihm, daß er nur mit einem Schwamme die Gegend wo der Fleck wäre, reiben solle. Der Schwamm nahm nun vollends die Farbe ganz hinweg, und Achilles hielt anstatt des Schildes den Hobel in der Hand.

438.

Herr Baron Münchhausen erzählt schöne Geschichten.

Ich kann mich nicht gut erinnern, war es in Ehstland oder Ingermannland, so viel aber besinne ich mich, es war in einem fürchterlichen Walde. Ein entsetzlicher Wolf rannte mit aller Schnelligkeit hinter meinem Schlitten. Er holte mich bald ein, und es war schlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen. Mechanisch legte ich mich platt in den Schlitten nieder und ließ die Zügel los. Was ich zwar vermuthete, aber kaum zu hoffen und zu erwarten wagte, das geschah gleich nachher. Der Wolf bekümmerte sich nicht im mindesten um mich, sondern sprang über mich hinweg, fiel wüthend auf das Pferd, riß ab und verschlang auf einmal den ganzen Hintertheil des armen Thieres, welches, vor Schrecken und Schmerz desto schneller lief.

439.

Fortsetzung.

Nach einigen Minuten erhob ich ganz verstohlen meinen Kopf und sah mit Entsetzen, daß der Wolf sich beinahe ganz in das Pferd hinein gefressen hatte. Ich zog sogleich die Peitsche aus und fing ihn tüchtig an zu schlagen. Solch ein

unerwarteter Ueberfall in diesem Futteral verursachte ihm keinen geringen Schreck; er strebte mit aller Macht vorwärts; der Leichnam des Pferdes fiel zu Boden, und siehe! an seiner Statt steckte mein Wolf in dem Geschirre. Ich meinerseits hörte nicht auf zu peitschen, und wir langten in vollem Galopp, gesund und wohlbehalten in St. Petersburg an zum nicht geringem Erstaunen aller Zuschauer.

440.

Fortsetzung.

Ich hatte einmal mit einer Kette Feldhühner einen sehr anziehenden Vorfall. Ich war ausgegangen, um eine neue Flinte zu probiren, und hatte meinen kleinen Vorrath von Schrot ganz und gar verschossen, als wider alles Vermuthen vor meinen Füßen eine Flucht Hühner aufging. Der Wunsch einige derselben Abends auf meinem Tische zu sehen, brachte mich auf einen Einfall. Sobald ich gesehen hatte, wo sich die Hühner niederließen, lud ich hurtig mein Gewehr und setzte statt des Schrotes den Ladstock auf, den ich an dem obern Ende etwas zuspitzte. Nun drückte ich die Flinte ab, sobald wie die Hühner auflogen, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß mein Ladstock mit sieben Stück in einiger Entfernung allmälig heruntersank.

441.

Fortsetzung.

Ein anderes Mal stieß mir, in einem ansehnlichen Walde in Rußland ein wunderschöner schwarzer Fuchs auf. Es wäre Jammer Schade gewesen, seinen kostbaren Pelz mit einem Kugel oder Schrot zu durchlöchern. Der Fuchs stand dicht bei einem Baume. Augenblicklich zog ich meine Kugel aus dem Laufe, lud dafür einen tüchtigen Brettnagel in mein Gewehr, feuerte und traf so künstlich, daß ich seine Lunte an den Baum nagelte. Nun ging ich näher zu ihm, nahm mein Federmesser, schnitt ihm quer übers Gesicht und karbatschte ihn so aus

seinem schwarzen Pelze heraus, daß es ein Wunder war zu sehen.

442.

Fortsetzung.

Zufall und Glück machen oft manchen Fehler gut. Ich erlebte solch ein Beispiel. Mitten im tiefsten Walde trabten dicht hintereinander ein wilder Frischling und eine Bache. Meine Kugel hatte gefehlt. Der Frischling aber lief vorn ganz allein weg und die Bache blieb stehen, ohne Bewegung, als ob sie an den Boden festgenagelt wäre. Ich kam näher und fand, daß es eine blinde Bache war, die ihres Frischlings Schwänzlein im Rachen hielt und von ihm aus kindlicher Pflicht geleitet wurde. Da nun meine Kugel zwischen beiden hindurch gefahren war, so hatte sie diesen Leitzaum zerrissen, dessen Endchen die alte Bache noch immer kauete.

443.

Schluß.

Da nun ihr Leiter sie nicht weiter gezogen hatte, so war sie stehen geblieben. Ich ergriff daher das übrig gebliebene Endchen von des Frischlings Schwanze und leitete daran das alte hülflose Thier ganz ohne Mühe und Widerstand nach Hause.

Ein anderes Mal traf ich einen Keiler im Walde. Mit genauer Noth konnte ich noch hinter einen Baum schlüpfen, als die wüthende Bestie aus Leibeskräften einen Seitenhieb nach mir that. Dafür fuhren aber seine Hauer dergestalt in den Baum hinein, daß er weder im Stande war, sie sogleich wieder herauszuziehen, noch den Hieb zu wiederholen. Flugs nahm ich einen Stein, hämmerte noch vollends damit darauf los und nietete seine Hauer dergestalt um, daß er gar nicht wieder loskommen konnte. So mußte er sich nun gedulden, bis ich vom nächsten Dorfe Karren und Stricke herbeigeholt hatte, um ihn lebendig nach Hause zu schaffen.

444.

Der Schauspieler als Barbier.

„Voriges Jahr," so erzählt ein Schauspieler, „logirte ich zu Frankfurt im Weidenhofe. Ich hatte damals Geld, und wenn ich Geld habe, so bin ich immer bei guter Laune. Kurz zuvor hatte ich in Wiesbaden einen alten Barbier gespielt und war mit Allem, was zu dieser Rolle gehört, versehen. So klopfte ich denn eines Morgens, vollständig als Bartkratzer ausgerüstet, in dem Stockwerke, wo ich wohnte, rechts und links an zwei Thüren an. „Kein Barbier gefällig? — Wünschen der Herr rasirt zu werden?" — Ein Dutzend Herren nahmen mich an; ich seifte sie kunstmäßig ein. „Mein Gott!" rief ich dann, „ich habe auf Nummer so und so mein Messer vergessen; in einer Minute bin ich wieder hier."

445.

Schluß.

Nachdem ich so das Dutzend glücklich angeweißt hatte, warf ich meine Perrücke ab, wechselte den Rock und bemalte mich selber. Mittlerweile waren meine Kunden auf die Hausflur gelaufen und schrien nach dem Barbier. Ich mischte mich unter sie und tobte und fluchte am ärgsten unter Allen, indem ich vom Weidenhof, von den Frankfurter Bürgermeistern Genugthuung verlangte. Der Wirth, die Kellner, die Stubenmädchen und an zwanzig andere Gäste eilten herbei, sogar die Barbiere, die im Weidenhofe die Bärte der Gäste abzunehmen pflegten, stellten sich, ihre Unschuld betheuernd, ein. Ein unbeschreibliches Gelächter erhob sich bei dem Anblick der dreizehn Eingeseiften. Der Wirth bemühete sich vergebens, mich zu besänftigen. Man fragte hin und her, aber die Sache blieb ein Geheimniß, das ich jetzt zum ersten Male ans Licht setze."

446.

Geist eines Bedienten.

„Hör mal, Christian!“ sagte der Baron N. zu seinem Bedienten, „wenn der Schneider mit der Rechnung kömmt, so sage ihm, daß ich verreist bin.“ — „Gut Herr Baron!“ — In diesem Augenblicke klopft Jemand an die Thür. Der Baron schiebt geschwind seinen Bedienten hinaus und stellt sich an die Thür, um zu horchen. Es war wirklich der die Zahlung verlangende Schneider. „Was wollen Sie?“ schreit ihn Christian an, dem sein Herr schon beigebracht hatte, wie man mit solchen Leuten umgehen müsse. — „Kann ich nicht mit Ihren Herrn sprechen?“ — „Ist verreist.“ — „Schon lange?“ — „Weiß nicht.“ — „Wann kehrt er zurück?“ — „Das kann ich Ihnen sagen.“ Hier öffnete Christian die Thür, hinter welcher sein Herr horchte und sagte: „Herr Baron, der Schneider möchte wissen, wann Sie wieder nach Hause kommen werden.“

447.

Schluß.

Derselbe Baron mußte eines dringenden Geschäftes wegen auf die Börse. „Christian!“ sprach er im Fortgehen zu seinem Bedienten, „bleibe während meiner Abwesenheit zu Hause, und wenn Jemand unterdessen zu mir kommen wird, so bitte ihn, ein wenig zu warten; nach einer halben Stunde werde ich wieder zurück sein.“ — Kaum war der Baron einige hundert Schritte fortgegangen, als Christian ihn ganz athemlos einholte. „Was willst du denn?“ fragte ihn der Herr? — „Ich wollte nur fragen,“ erwiederte Christian, „was ich sagen soll, wenn Niemand zu Ihnen kommen wird?“

448.

Der zerbrochene Husar.

Ein Knabe von fünf Jahren, der Sohn eines Landedelmanns, hatte zum Weihnachtsgeschenk eine Schachtel mit bleier-

nen Husaren erhalten, die ihm ungemein viel Freude machten. Einen wirklichen Husaren hatte er noch nie gesehen. Kurz nach Weihnachten besuchte den Gutsbesitzer ein Husarenofficier. Als dieser auf den Edelhof geritten kam, stand das Kind am Fenster und rief freudig: „Ein Husar, ein großer Husar!" Der Vater sah durch's Fenster, erkannte einen alten Bekannten und eilte ihm entgegen. Der Knabe folgte ihm unter beständigem Freudenruf: „Ein Husar! ein Husar!" Als Vater und Sohn vor die Hausthür traten, hielt der Officier sein Pferd an und stieg ab; der Knabe schrie ganz erschrocken auf: „Ach Väterchen, der Husar ist entzwei!"

449.

Lafontaine.

Jean Lafontaine hat sehr berühmte Fabeln, auch einige Lustspiele geschrieben. Er war sehr zerstreut. Einst empfahl er sich gerade bei seinem Freunde, dem Doctor Duzin, als der junge Lafontaine in's Zimmer trat. „O", sagte Duzin, „treten Sie nur ein, Sie sind in einem bekannten Hause und nehmen es gewiß nicht übel, daß ich Ihrem Vater das Geleit gebe." Lafontaine, welcher auf die ganze Rede nicht geachtet hatte, fragte an der Hausthüre, wer dieser junge Mensch sei. — „Wie," sprach Duzin verwundert, „Sie kennen Ihren eigenen Sohn nicht?" — „O ja," sagte Lafontaine schnell und beschämt, „ich glaube, ich habe ihn irgendwo gesehen."

450.

Der einfältige Bauer.

Ein wohlhabender Landmann kam nach Wien und hatte eine Brieftasche in der Brusttasche seines Rocks, dick mit Papiergeld gefüllt. Es war Sonntag, und da alle zum Prater, dem herrlichsten Belustigungsorte Wiens eilten, so ging er auch dahin und kam dort mehrmals in ein recht starkes Volksgedränge. Als er am Abend in sein Gasthaus zurückkehrte, fand

er zu seinem nicht geringen Schrecken, daß die Brieftasche sammt den werthvollen Papieren ihm gestohlen worden war, und klagte dem Wirthe seine Noth.

„Haben Sie denn nicht gefühlt, daß im Gedränge eine Hand nach der Brieftasche griff?" fragte der Wirth.

„Sehr gut," sagte der ehrliche Landmann, „aber ich habe gemeint, daß es meine eigene war."

451.

Sie sind alle probirt.

Ein Officier schickte seinen Diener bei herannahender Nacht, ein Schächtelchen Streichhölzer zu kaufen. Der Bursche kam lange nicht, und die Nacht war unterdessen hereingebrochen. Endlich kam er die Treppe herauf und reichte seinem Herrn das Schächtelchen hin, der ärgerlich war und ihn wegen seines langen Ausbleibens schalt, das ihn nöthigte, so lange im Dunkeln zu sitzen. Noch scheltend streicht der Officier ein Hölzchen. Es brennt nicht. Ein zweites darauf, das aber auch nicht anbrennt. Er nimmt schimpfend über die schlechten Hölzchen das dritte, und — auch das brennt nicht.

„Narr!" ruft er im Zorne, „was hast du für Streichhölzer gekauft?"

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr," sagt der Bursche, „sie sind alle gut. Ich habe sie alle eben an der Mauer probirt. Alle brannten sehr gut."

452.

Das kluge Mädchen.

Ein armes Mädchen ritt auf einem Esel durch einen Wald. Ein Räuber, welcher ihr begegnete, warf das Mädchen vom Esel herunter und setzte sich darauf. Das Mädchen verfolgte den Räuber bis zur nächsten Stadt und verklagte ihn bei der Obrigkeit. Dieser behauptete dreist, der Esel gehöre ihm. Der Richter wußte nicht, wer Recht oder Unrecht habe,

er mußte die Sache unentschieden lassen. Das kluge Mädchen aber wußte sich zu helfen. Sie nahm die Schürze und warf sie dem Esel über den Kopf. — „Nun," sagte sie zu dem Räuber, „wenn der Esel dein ist, so mußt du auch wissen, auf welchem Auge derselbe blind ist?" — Dieser glaubte vielleicht zu treffen und sagte: „Auf dem rechten Auge ist er blind." — „Nein," erwiederte das Mädchen, indem sie die Schürze abnahm, „mein Esel ist auf keinem Auge blind." — Und der Räuber war entdeckt.



453.

Das vortheilhafte Anleihen.

Ein Handwerksbursche reiste mit einem Juden in eine nahe Provinzialstadt und mußte nebst einem Bündel einen schweren Mantel tragen. Als sie in das erste Wirthshaus kamen, und der Handwerksbursche die Zeche bezahlen sollte, sagte er zu dem Juden: „Ach Gott, ich habe kein Geld bei mir. Leihen Sie mir einen Gulden." Der mißtrauische Jude ließ sich bereden, ihm den Gulden zu geben, aber nur unter der Bedingung, daß er ihm ein Pfand dafür einsetze; der Handwerksbursche gab ihm seinen Mantel. Vom Schweiße triefend, schleppte sich der Jude in der Hitze mit dem Mantel bis zum Städtchen, dort angelangt, zog der Handwerksbursch einen Gulden aus der Tasche, gab ihm denselben und bedankte sich schönstens, daß er ihm seinen Mantel so weit getragen habe.

454.

Robert Cox.

Robert Cox, ein englischer Schauspieler zur Zeit Karls des Ersten, verschmähte nicht, in Landstädten auf Märkten und Messen seine Kunst zu zeigen, und trat bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich in von ihm selbst gedichteten Farcen auf. In einer derselben führte er die Rolle eines Hufschmiedes mit solcher Wahrheit durch, daß einer der Zuschauer, ein Hufschmied aus

London, ihm nach dem Theater eine Stelle in seiner Schmiede anbot und ihm sogar zwölf Pence über den gewöhnlichen Wochengehalt versprach. Die Kunst war damals anspruchsloser und ließ sich auf eine treue Darstellung des Lebens ein. Unsere heutigen Schauspieler dagegen hätten größtentheils die Rolle eines Hufschmiedes dermaßen idealisirt, daß gewiß kein ehrlicher Schmied es gewagt hätte, ihnen zwölf Pence wöchentliche Zulage anzubieten.

455.

Beweis, daß die Erde rund ist.

Lichtenberg sprach in einer Familiengesellschaft davon, daß die Erde rund sei. Die Frau von Hause schüttelte bedenklich den Kopf. Lichtenberg suchte ihr nun seine Behauptung zu beweisen; aber da die von ihm angeführten Gründe für ihre Verstandeskräfte zu hoch waren, so bildete sie sich ein, daß er nur seinen Scherz mit ihr treiben wollte. „Ich lasse mir nicht so leicht etwas aufbinden," sprach sie halb unwillig. „Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich glaube doch nicht." Ihr Gatte, der Lichtenberg eben so wenig verstanden hatte, hielt es der Höflichkeit gemäß, die Partie seines Gastes zu nehmen, er wandte sich also sogleich an seine Gattin mit den Worten: „Du kannst es mir glauben, der Herr Professor hat ganz Recht, denn als ich vor einigen Jahren nach Paris gereist war, ging es ordentlich bergunter."

456.

Die hochmüthige Dame.

Eine Dame von Stande sagte eines Tages in Gegenwart ihres Dieners zu andern Damen: „Wie es einen Unterschied zwischen Porzellan, Zinn und grobem irdenen Geschirr giebt, so giebt es auch einen Unterschied zwischen Menschen. Wir Adeligen sind das feine Porzellan, die Bürgerlichen das Zinn und die Dienstboten die irdenen Geschirre." Bald darauf äußerte sie den Wunsch ihr Kind zu sehen, das mit der Kinderfrau

in einem anderen Zimmer sich befand. Sie befahl daher dem Diener, die Kinderfrau mit dem Kinde zu rufen. Johann, der nicht dumm war, rief der Kinderfrau so laut zu, daß alle Gäste es hören konnten: „Irdenes Geschirr, bringe mal her das kleine Stück Porzellan."

Keiner konnte sich des Lachens enthalten, als man hörte, wie Johann gerufen hatte, und jeder gönnte der hochmüthigen Frau diese Beschämung.

457.

Esel.

Eine Mutter, die einen halb blöden Sohn hatte, mußte einer Einladung zufolge mit ihm in eine Gesellschaft gehen. Sie war bange, wenn sie bedachte, daß ihr Sohn die größten Blößen geben werde; sie machte ihm daher, ehe sie fortgingen, folgende Vorstellungen: „Du weißt, mein lieber Sohn, daß du dumm, daß du ein Esel bist; ich bitte dich also inständigst, nichts, gar nichts zu reden; wird dich Jemand ansprechen, so gieb ihm keine Antwort." — Der Sohn mußte dieß versprechen. — Bei der Tafel saß er zwischen zwei Herren. Beide redeten ihn an — er blieb stumm, wie ein Fisch. — Da sagte der Eine zum Andern: „Was meinen Sie von diesem jungen Menschen? Ich glaube, daß er stumm ist." — „Ich aber," sagte der zweite, „meine, daß er dumm und ein Esel ist?" — „Mama, Mama," rief der junge Mensch, „jetzt darf ich sprechen — die Leute wissen schon, daß ich ein Esel bin."

458.

Geistesgegenwart einer Frau.

Drei Spitzbuben gaben einer Gastwirthin, welche sie für ehrliche Leute hielt, einen schweren Beutel mit Gold aufzuheben; mit dem Beisatze, dieses Gold ihnen nur alsdann zurückzugeben, wenn sie alle drei beisammen sein werden. Aber sie waren kaum einige funfzig Schritte fort, als der eine dieser Schelme

umkehrte unter dem Vorgeben, daß er etwas vergessen habe. Er sagte zu der Wirthin, daß sie sich sämmtlich anders besonnen hätten; sie wollten ihr Gold sogleich mitnehmen. Die Wirthin hatte kein Bedenken und gab dem Menschen das Gold, der sich nie wieder damit zeigte.

Die andern zwei forderten von der Wirthin das Gold zurück und verklagten sie, da sie es nicht zahlen wollte. — „Ich werde es Euch bezahlen," erwiederte die Frau, „sobald Ihr nur den dritten Mann schafft, Ihr wißt, daß ich es ohne diesen nicht zurückgeben darf."

459.

Besserung.

In Paris wurde ein Dieb erwischt und ins Gefängniß gesetzt. Flehentlich bat er hier, ihn vor den Polizeiminister zu lassen. Man bewilligte ihm endlich seine Bitte. Als er vor dem Minister erschien, warf er sich ihm zu Füßen und bat um Schonung seiner vier unerzogenen Kinder. Anfangs blieb der Polizeiminister ungerührt; als aber der Dieb die Geschichte seiner Verirrungen erzählte und dabei die Füße des Ministers fest umklammerte, so sagte dieser: „Gut ich will dich noch einmal frei lassen, aber unter der Bedingung, daß du dich besserst. Wird man dich noch einmal auf einem Diebstahl ertappen, so wirst du desto härter bestraft werden." — Mit gerührtem Herzen versprach der Begnadigte sich zu bessern. „Und damit Sie sehen," fuhr er fort, „daß ich es ernst meine, so gebe ich Ihnen Ihre brillantenen Schnallen zurück, die ich Ihnen, während ich Ihre Füße umklammerte, aus den Schuhen gelöst habe."

460.

Bosco.

Bei seiner Anwesenheit in Hamburg handelte der Taschenspieler Bosco auf dem Schaarmarkte um einen Korb Eier. Der Kauf war beinahe geschlossen, als Bosco sich ein Ei ausbat, um dessen Frische zu prüfen. Während er es zerschlug, fiel ein

blankes Goldstück aus demselben. Er zerschlug ein zweites, drittes, viertes, und dieselbe wunderbare Erscheinung wiederholte sich. Da machte die Bauerfrau dem Kunststücke plötzlich ein Ende und band eilig ihren Korb zu, mit der Erklärung, daß die Eier jetzt nicht mehr feil seien. Die Bäuerin verließ den Markt und begab sich in ihr Logis, wo sie die Eier im höchsten Unmuthe eins nach dem andern zerschlug und nicht ein einziges Goldstück in denselben fand. Bosco, der ihr in einiger Entfernung gefolgt war, fand sie in der Verzweiflung und vermochte ihren Frohsinn nur dann wieder zu wecken, als er ihr den Betrag der Eier reichlich vergütete.

461.

Die Conjugation.

Graf Segur erzählt folgende Anecdote. Herr Düperron saß eines Tages in einem Kaffeehause; es tritt ein großer Mensch herein, läßt sich eine Tasse Kaffee geben und mißt die Eintretenden mit einem durchbohrenden Blicke, giebt auch genau auf jede Rede Acht. Düperron beobachtet ihn eine Zeit lang, vergißt ihn aber bald und liest seinem Nachbar einen Artikel aus der Zeitung vor, wo es heißt: „Ein außerordentlicher Riese und ein außerordentlicher Zwerg sind in Paris angekommen." Darauf sagte der vorbenannte große Mann: „Ich komme an, du kommst an, er kommt an, wir kommen an, sie kommen an." Düperron steht auf und fragt den Sprecher, ob er ihm etwas sage, — Antwort: „Ich sage, du sagst, er sagt, wir sagen, ihr saget, sie sagen!" — „Wollen Sie meiner spotten?" fragte Düperron. — „Ich spotte, du spottest, er spottet, wir spotten, ihr spottet, sie spotten!" —

462.

Schluß.

„Ich gehe hinaus, du gehst hinaus, er geht hinaus, wir gehen hinaus, ihr geht hinaus, sie gegen hinaus." — Beide

gingen von dannen. — „Wir werden uns schlagen!“ fuhr Düperron fort. — „Ich werde mich schlagen, du wirst dich schlagen, er wird sich schlagen, wir werden uns schlagen, ihr werdet euch schlagen, sie werden sich schlagen!“ — Kaum fochten sie, als der fremde Mann schon seinen Degen in den Arm des Düperron eingesetzt hatte. — „Sie sind zufrieden?“ fragte dieser, sich zurückziehend. — „Ich bin zufrieden, du bist zufrieden, er ist zufrieden, wir sind zufrieden, ihr seid zufrieden, sie sind zufrieden.“ — Düperron war jetzt abgekühlt. „Mein Herr! so bitte ich gefälligst mir Ihr räthselhaftes Benehmen zu erklären.“ — „Gern!“ antwortete der Fremde in gebrochenem Französisch. „Ich bin ein Holländer und ihre Sprache ist für mich unendlich schwer; mein Lehrer hat mir daher gerathen, so oft wie möglich zu decliniren und zu conjugiren!“

463.

Dank-Verständigung.

Im Frühjahre 1801 kehrten einige russische Soldaten, die aus der Kriegs-Gefangenschaft von Frankreich nach Hause marschirten, in Lobstadt bei Bonn zum Nachtquartier ein. Die ehrlichen Landleute nahmen die Fremden mit der größten Gastfreundlichkeit auf, beschauten sie sehr neugierig, aber bewirtheten sie noch sorgfältiger. Einer von den Russen, der zu einem freundlichen Mütterchen ins Quartier gelegt worden war, wollte ihr am andern Morgen seine Erkenntlichkeit bezeigen. Er ergoß sich in Danksagungen, aber — russisch nicht verstehend, — schüttelte sie verlegen den Kopf. Er stückelte französische Brocken zusammen; sie wußte immer nicht, was er wollte. — Voll Mißmuth lief er endlich davon, holte sein Gewehr, stellte sich vor sie hin, präsentirte es mit der achtungsvollsten Miene und ging, überzeugt, daß sie ihn nun gewiß verstanden habe, zufrieden fort.

464.

Das Duell.

Von zwei Streitenden forderte einer den andern zum Zwei-

kampfe auf. Der Geforderte, ein Mann von sehr kaltblütigem Temperament, bot Alles auf, die Sache im Guten beizulegen, aber es half nichts. „Solche Beleidigung kann nur mit Blut abgewaschen werden", war der beständige Refrain des Brausekopfs. Es wurde endlich der Zweikampf angenommen, und die Gegner, begaben sich nach dem bestimmten Platz. Hier wiederholte der Herausgeforderte nochmals seine Versicherung, daß er gar nicht die Absicht gehabt habe, zu beleidigen, und trug auf eine gütliche Beilegung der Sache an. „Nein!" schrie der Andere wüthend, „o wir müssen uns schlagen — einer muß auf dem Platze bleiben." — „Nun gut," versetzte der Friedfertige, „so bleiben Sie, ich gehe." Mit diesen Worten kehrte er ihm den Rücken zu und ging mit raschen Schritten davon; die Secundanten lachten, auch der Beleidigte stimmte mit ein, und es kam nun eine Aussöhnung ohne Blutvergießen zu Stande.

465.

Vortheilhafte Wette.

Ein Müßiggänger, der mehr Witze als Geld hatte, kam in ein Wirthshaus, und als er daselbst einen Pächter sah, der eine Kanne Wein vor sich hatte, ließ er sich mit diesem in ein Gespräch ein. Nachdem er verschiedene außerordentliche Dinge, die er machen könnte, aufgezählt hatte, behauptete er auch, daß er von einer vollen Kanne genau ein Weinglas und weder mehr, noch weniger abtrinken könnte. Als der Pächter seinen Zweifel ausdrückte, ob er es auch beweisen könne, sagte der Bursche: „Ich pflege nicht große Wetten zu machen, aber ich will auf einen Kopeken mit Euch wetten, daß ich es thun werde." Der Pächter ging darauf ein. Der Fremde nahm die Kanne, trank sie mit einem Zuge aus und wandte sich dann zum Pächter, mit den Worten: „Ich gestehe, Herr, die Wette habe ich verloren; hier ist mein Kopeken."

466.

Englischer Sonderling.

Ein Lord, durch seine Excentricitäten bekannt, ging zu einem Pariser Tabletier. „Ich wünsche eine Tabacksdose zu haben," sagte er zu ihm, „auf welcher mein Schloß abgebildet ist." — „Das ist leicht," versetzte der Industrielle; „Mylord belieben mir nur eine Zeichnung Ihres Schlosses zu geben." — „Ja, aber vor der Thür muß man eine Nische sehen, und vor dieser meinen Hund." — „Man kann auch das machen." — Ja, aber es müßte so eingerichtet werden, daß der Hund hineinkriecht, wenn man ihn ansähe, und erst dann zum Vorschein käme, wenn man nicht mehr nach ihm sähe. Der Tabletier schaute den Herrn an, um sich zu überzeugen, daß man ihn nicht zum Besten habe. Durch einen flüchtigen Blick beruhigt und als gewandter Industrieller rasch den Vortheil ermessend, den er aus diesem Geschäfte ziehen konnte, sagte er zum Engländer: „Was Sie wünschen ist so leicht nicht und wird viel Geld kosten."

467.

Schluß.

„Gleichviel!" — „Tausend Thaler." — „Es bleibt dabei, tausend Thaler." — „In vier Wochen werde ich die Ehre haben, Ihnen die Dose zu überreichen." — „Ich zähle darauf." Vier Wochen nachher erscheint der Tabletier beim Lord. „Mylord, hier ist die Dose." — Der Lord betrachtete sie: „Das ist wohl mein Schloß mit den Thürmen, und hier ist auch die Nische, aber der Hund, mein Herr, der Hund, wo ist der?" — „Haben Euer Gnaden nicht gesagt, daß der Hund unsichtbar wäre, wenn man ihn ansähe?" — „Ja wohl! — „Und daß er wieder zum Vorschein komme, wenn man nicht mehr nach ihm schaue?" — „Auch wahr." — „Nun, Sie haben ihn angesehen, er ist in seine Hütte gekrochen; stecken Sie die Dose in die Tasche, und der Hund wird sogleich wieder erscheinen." — Der Lord überlegte sich das Ding ein wenig und rief dann

aus: „Sie haben Recht!“ Er steckte die Dose ein und zahlte dem Tabletier die tausend Thaler.

468.

Bä!

In einem Lande pflegt man zu sagen, wenn man einen sehr einfältigen Menschen bezeichnen will: „Er kann nicht einmal zu einer Gans Bä sagen.“ Ein reicher und vornehmer Herr in diesem Lande hatte einen berühmten Gelehrten, welcher Johnson hieß, welchen er aber noch nicht persönlich kannte, zu sich zu Tische eingeladen. Dieser Mann kam zur bestimmten Stunde in einem einfachen Kleide. Der Thürhüter, welcher stets sah, daß nur prächtig gekleidete Leute zu seinem Herrn kamen, wollte ihn nicht hereinlassen, obschon derselbe versicherte, daß er zu Gaste geladen sei. Der Herr des Hauses kam dazu, indem der Fremde noch mit dem Thürhüter stritt. „Was,“ sagte der Herr, „Ihr wollt Johnson sein? Ihr seht mir aus, als ob ihr nicht einmal zu einer Gans Bä sagen könnet!“ — „Bä!“ sagte Johnson zu ihm. — An dem einzigen Worte erkannte der Herr, daß er wirklich der Eingeladene sei und nöthigte ihn mit vieler Höflichkeit herein.

469.

Betrunkene.

Auf dem Wege zwischen der Stadt und dem nahe gelegenen Bierkeller wankten zwei betrunkene Handwerker. „Sieh mal,“ bemerkte der Eine, nach dem vergoldeten Saum des Himmels zeigend, „sieh mal, wie schön der Mond scheint!“ — „Ha, ha, ha!“ lächelte der Andere, „man sieht, daß du betrunken bist; es ist die Sonne, lieber Freund!“ Hiermit war aber der Erstere keineswegs einverstanden, und so entspann sich zwischen Beiden ein heftiger Streit. Glücklicher Weise kam ein dritter des Weges entlang, als eben die Beiden in Begriff standen, ihre Behauptungen durch Thätlichkeiten zu beweisen.

„Hören Sie mal, lieber Landsmann," wandte sich der weniger Betrunkene zu dem Nähergekommenen, „sein Sie so gut und helfen Sie uns aus der Noth; mein Freund behauptet, daß die goldene Kugel da oben sei der Mond, ich denke aber, daß es die Sonne ist." — „Verzeihen Sie", sagte der Angeredete, „ich kann Ihnen darüber keinen Aufschluß geben, ich bin hier fremd."

470.

Das hölzerne Bein.

Ein alter dänischer Admiral, der im Kriege eines seiner Beine verloren hatte und deshalb genöthigt war, sich eines hölzernen Beines zu bedienen, war im Schauspielhause. Ein kleiner junger Herr stand neben dem Admiral und stellte sich, da er nicht über das Parterre hinweg sehen konnte, auf den Fuß des hölzernen Beines des Admirals. Als der Admiral eine Zeitlang gestanden hatte, wollte er seinen Fuß versetzen, wäre aber der Bürde wegen, die darauf lag, fast umgefallen. Der kleine allerliebste Herr lachte darüber und sah dieses für einen witzigen Streich an, war aber so gnädig, daß er Höflichkeits halber den Admiral um Verzeihung bat. Der Admiral antwortete ganz kalt: „Das macht Nichts, mein Herr, es war mein hölzernes Bein." Aber kurz nachher setzte der Admiral seinen hölzernen Fuß unvermerkt so fest auf den Fuß des jungen Herrn, daß dieser laut aufschrie. Der Admiral entschuldigte sich wieder; „Es war mein hölzernes Bein!"

471.

Der Buchstabe N.

Während des russischen Feldzuges kamen einige französische Soldaten zu einem russischen Bauern ins Quartier. Zufällig hatten die Soldaten alle ein N. mit Pulver auf ihren Arm geätzt, womit sie ihre Verehrung gegen Napoleon hatten bezeichnen wollen. — Dem Russen aber, der Nikolaus hieß, machten sie weiß, daß sie alle diese Vornamen trügen, bewogen auch

den Bauern, welcher sich etwas mit ihnen berauscht hatte und über so viele Namensvettern hoch erfreut war, sich gleichfalls ein solches N. auf den Arm einbrennen zu lassen. Kaum war dies aber geschehen, als die Einquartirten die eigentliche Bedeutung des Buchstabens verriethen und jetzt den armen Russen zu schrauben anfingen, indem sie behaupteten, derselbe sei französischer Unterthan geworden und müsse jetzt ihrer Fahne folgen. — Nikolaus aber, in Verzweiflung über seine entehrte Linke, eilte in die Küche, legte sie auf einen Block, hieb sie mit einem Beile vom Rumpf ab und eilte dann, ein zweiter Scävola, mit dem abgehauenen Stumpf in die Stube wo die Franzosen lachten, indem er ihnen den Arm mit den Worten ins Gesicht warf: „Für dich Franzose, für mich ein Russe."

Siebente Abtheilung.

Schilderungen.

472.

Der Frühling.

Wenn der schöne Frühling kommt, schmilzt der Schnee, und die harte Eisdecke der Flüsse zerspringt. Dann heben sich oft die Gewässer sehr hoch und treten über die Ufer weit in die Felder und Wälder. Aber wenn das vorüber ist, dann bringt der Frühling nur Liebes und Gutes. Das bescheidene Veilchen erfreut uns mit seinem süßen Dufte, die Lerche jubelt wieder ihr fröhliches Lied und alle Wiesen schmücken sich mit neuem Grün.

473.

Fortsetzung.

Bald prangen die Blumen in weißem Blüthenschmucke, und ein zahlloses Heer von Bienen, Käfern und andern Insekten

findet in den Blüthenkelchen seinen gedeckten Tisch. Mit jedem Tage entdeckt das Auge neue Schönheiten: bald eine Blume, bald einen bunten Schmetterling. Die Saatfelder prangen in frischem, erquicklichem Grün, und über alle Herrlichkeiten ist ein heiterer, blauer Himmel ausgespannt. Wen lockt es nun nicht ins Freie?

474.

Schluß.

Vor allem ist jetzt die Jugend am liebsten draußen in Gottes schöner Welt. Da vergnügt sie sich mit munteren Spielen, zu denen die grünen Wiesen freundlich einladen. Der Landmann geht früh in's Feld, um dort zu arbeiten, und kehrt oft erst am Abend ermüdet, aber frohen Sinnes nach Hause zurück. So wollen wir uns denn alle des wiederkehrenden Frühlings freuen, der uns als ein neuer Beweis der Güte unseres Schöpfers dient, und wollen Gott danken für alle Freuden, mit denen er uns abermals beglückte.

475.

Der Sommer.

Die Sonne glänzt an dem heiteren Himmelsgewölbe und gießt ihre Wärme auf die fruchtreiche Erde aus. Die duftenden Blumen, das saftreiche Gemüse, das reifende Obst, die wogenden Saaten schmachten nach Regen. Bald trübt sich der Himmel, es thürmen sich Gewitterwolken auf. Die Blitze zucken, der Donner rollt, der wohlthätige Regen strömt nieder und tränkt die Erde mit ihren Blumen, Kräutern und Bäumen. Ein neuer Lebensstrom ergießt sich über die Schöpfung. Die Blumen erheben nun wieder ihr Haupt und wenden ihre glänzenden Augen dem Sonnenlichte zu, das sich neue Bahnen durch den Wolkenschleier bricht.

476.

Schluß.

Die Sommerfrüchte beginnen zu reifen. Die Kirschen

röthen sich und lächeln uns aus dem noch frischen Grün der Bäume lieblich entgegen. Am niedern Gesträuche reift die Stachel- und Johannisbeere, die der Knabe ohne Gefahr pflücken kann. Die Aehren schwellen, der Roggen und der Weizen werden gelber, der Schnitter schärft die Sichel, um den Segen der Felder wohlgemuth zu ernten. Reichbeladene Wagen schwanken der leeren Scheune zu, deren Räume sich bald füllen, um das Getreide zu bergen, bis der Landmann Zeit gewinnt, die körnerreichen Aehren auszudreschen.

477.

Der Herbst.

Kühler wehen die Winde, tiefer senkt sich allmälig die Sonne, kürzer werden die Tage, und die lieblichen Sänger der Natur, scheint es, wollen durch ihr Stillschweigen ihre Trauer über diese Veränderung beurkunden. Nur die geschwätzigen Staare, die eben im Begriff sind, von unseren sterbenden Fluren zu scheiden, lassen von Zeit zu Zeit ihre scheidenden Töne erschallen; und hie und da zirpt noch der einsame Distelfink oder der graugefiederte Sperling, krächzt der einfarbige Rabe seine eintönigen Laute.

478.

Fortsetzung.

Geleert sind Felder und Wiesen, und der abgehärtete Waidmann, begleitet vom schnellfüßigen Dachshunde, durchmißt mit weiten Schritten die öden Fluren und spähet mit lüsternen Blicken, ob sich seinem sicher treffenden Geschosse nicht ein erwünschtes Ziel zeige. Hier pflügt, in feuchte, rauhe Nebel eingehüllt, der fleißige Landmann das Feld, und einsame Raben durchschreiten die Furchen, um sich an Würmern und Erdkäfern zu laben, dort steht er am abgelaufenen Weiher und fischt den schlanken Hecht und die glattschuppige Schleie mit lächelndem Blicke aus dem belebten Schlamme.

479.

Schluß.

Zerrissene, rasch fliegende Wolken verdunkeln die Sonne, und kalte Nebel umdämpfen die Gipfel der Berge, oder lagern in den schweigenden Thälern. Düster erhebt der Wald seine Gipfel; die langhaarige Birke und die hochstämmige Buche werfen ihre rothgelben Blätter, die in ihrer Sommerpracht so oft den schlagenden Finken und die emsig trillernde Grasmücke neidisch verbargen, in den Staub herab und lassen sie ein Spiel der Winde werden. Die Gärten zeigen nur welkende Kräuter und entfärbte Reste abgefallener Blumen.

480.

Der Winter.

Entschwunden sind die heiteren, warmen Sommermonate, unaufhaltsam dahingeeilt sind die kühlen und doch noch so reizenden Tage des reiche Früchte spendenden Herbstes, und der kalte, starre Winter ist eingezogen. Dunkle Wolken lagern auf Wald und Höhen; öde, traurig und verlassen sind Flur und Hain. In dichten Flocken wirbelt der wollige Schnee aus der trüben Luft herab und deckt Straßen, Gärten, Wiesen, Felder und Wälder. Der lieblich murmelnde Bach, der plätschernde Teich und der noch vor kurzer Zeit mächtig rauschende Fluß sind mit starren, festen Eisdecken überzogen.

481.

Fortsetzung.

Kein munteres Vöglein läßt seine Stimme erschallen; in wahrer Todesstille liegt die erstarrte Natur vor uns, und knisternd weicht der eisige Schnee den Tritten des eilenden Fußgängers. In Städten und Dörfern fahren jubelnde Knaben auf ihren kleinen Schlitten von den schneebedeckten Hügeln blitzesschnell in das Thal hernieder, oder jauchzen beim Schlittschuh-

lauf auf der spiegelglatten Eisfläche. Wehen die Winde etwas linder, dann wälzt die fröhliche Kinderschaar große Schneeballen zusammen und formt aus ihnen menschenähnliche Gebilde.

482.

Schluß.

An den langen kalten Abenden, wenn draußen eisigrauhe Winde stürmen und den Schnee in wilder Hast durch die menschenleeren Gassen jagen, sammelt sich die Familie im engen Stübchen um den warmen Ofen, und freundliche Gespräche kürzen bei munterer Arbeit die Stunden. Die erwachsenen Töchter des Landmanns drehen fleißig das schnurrende Rad und mehren das Garn auf der schwellenden Spule.

Und dann die herrlichen Weihnachten! Welch' ein Jubel herrscht an diesen lieblichen Festtagen in der Kinderwelt! Freude glänzt aus aller Augen, und sogar der Ärmste freut sich bei seinem Weihnachtsbaume.

483.

Der Sommermorgen.

Noch schwebt heilige Stille über der ganzen Natur, sanfter Friede ist ausgegossen über die Schöpfung. Graue, zarte Wölkchen verschleiern den unermeßlichen Himmelsbogen und kühle Winde streichen über die bethauten Fluren. Menschen und Thiere, die Kreaturen der breiten, unendlichen Erde liegen noch, und über ihnen ziehen die Wolken in schnellen Zügen dahin. Jetzt schimmern am fernen Horizonte leichte Lichtstreifen, aber noch nicht in glänzendes Gold, sondern nur in weißes Silber getaucht; die Gegenstände umher treten aus ihren dunkeln Massen heraus und erscheinen dem Auge sichtbarer, geordneter.

484.

Fortsetzung.

Da schlüpft schon ein munterer Vogel regsam durch das

grüne Gebüsch, er hat das weiche warme Nest verlassen, um den schlummernden Kindern das Frühstück zu bringen. Auch auf den Feldern raschelt es schon leichtfüßig und erprobt die wiedergestärkten Glieder. Sieh, jetzt lösen sich ganz die dunstigen Gewölke, und — o, welch ein Anblick ohne Gleichen! — über die Berge herüber wogt das glänzende Tagesgestirn, jetzt eine brennende Feuerkugel, die ihre purpurnen Rosen auf die grüne Flur herabstreut und den Schlaf, ihren Feind, verscheucht! Ha! wie dampfen die Gipfel der Berge Opferduft zu dem Ewigen hinauf, der mit himmlischer, namenloser Gnade das Weltall umfängt und mit unermessener Huld dem Menschengeschlechte die unverdienten Freuden spendet!

485.

Fortsetzung.

Die Wälder rauchen, und auf ihrer Bäume zackigen Spitzen tanzen tausend Flammen in wunderbarer Mischung umher!

Herr Gott, wie groß, wie gewaltig, wie anbetungswürdig ist dein heiliger Name!

Jetzt ertönt es aus den bebüschten Hecken, von den beperlten Auen in unzähligen Chören, zu den Wolken hebt es sich, im Laube kriecht es, flattert es, zirpt es. Einzelne fleißige Landbewohner, die der strengen Erde im Schweiß ihres Angesichts ihre Nahrung abpressen, nahen durch die nassen, duftigen Pfade, mit ihren Werkzeugen beladen. Der eine singt eben andächtig sein Morgenlied, indeß der andere an einem großen Stücke nährenden Brodtes isset und mitunter sein Stückchen pfeift!

486.

Schluß.

Endlich ist sie nun ganz heraufgekommen in ihrer stolzen Pracht und Glorie, die Königin des Tages, und bricht mit ihrem allerfreuenden Lichte in die Ritzen und Spalten der Fensterladen, als wolle sie die trägen Schläfer zum regen Tage-

werke hervorrufen. Auch öffnen sich da und dort diese, und einzelne Gesichter, halb noch schlaftrunken, andere munter um sich schauend, sehen aus den offenen Fenstern sich um, was für Wetter heute sein wird.

Nach und nach wird es auf den Straßen lebendig und immer lebendiger, die hellen Glocken der Stadt verkündigen die Schulzeit, auch strömen auf den belebten Straßen die Kinder in Haufen zur Schule, wo der Weg zum Licht und Leben ihnen verkündigt, der Sinn aufgethan, das Herz gebessert, für das künftige Leben schon hier der Mensch gebildet werden soll.

487.

Der Sommerabend.

Unbeschreiblich sind die Annehmlichkeiten des Abends auf dem Lande. Die Hitze des Tages kühlet sich allmählig ab; das schmachtende Gras, die welken Blätter der Bäume und der Blumen heben sich wieder empor. Auf den Wiesen schwirren Käfer; die Wachtel schlägt ihr Abendlied im dichten Getreide; die Luft ist voll balsamischer Gerüche. Die Mattigkeit verschwindet, und eine süße Empfindung des Vergnügens durchzuckt die ganze Seele. Wie erquickend ist es — unter dem kühlen Säuseln der Abendluft zu wandeln! Die feurige Gluth der Sonne sinkt im Westen, von ihr ewpfängt das ganze Sommerhaus eine feierliche Uebergoldung, und indem sie ihre letzten Strahlen an die Berge hinstreut, ein blitzendes Licht durch die gebrochenen Wolken wirft, die Spitze des Waldes vergoldet und sich in einer wallenden Rosenfarbe auf der Fluth malt: so verlöscht sie allmählig am Himmel, und verläßt ihn, von einer sanften Röthe umflossen.

488.

Fortsetzung.

Jetzt hat schon die Abendglocke vom Thurme in das stille Dorf hingetönt, und in das weite Feld hin den Landmann in die Arme der Ruhe und zu seiner wartenden Gattin zurückgerufen;

willig läßt die müde Hand die Sense sinken, oder hält den Pflug ein; seine getreuen Gehülfen, seine Knechte und Stiere, werden ihrer Arbeit entlassen; er legt die Werkzeuge auf seine Schultern und wandelt mit langsamen Schritten zu seiner Wohnung hin, aus welcher er nicht ohne Vergnügen von Ferne den Rauch in die Dämmerung emporwallen sieht. Am Eingange lallen ihm seine Kinder ihre Freude entgegen, oder der Knabe bringt ihm frohhüpfend eine gefangene Schwalbe, die der Vater gutherzig fliegen läßt; betrübt verliert der Knabe seinen angenehmen Raub; unterdessen tröstet er sich wieder bei der Abendmahlzeit, wohin er den Vater unter den häuslichen Erzählungen der Mutter begleitet. Die Schatten senken sich aus den Wolken herab, lagern sich in den Ebenen und besteigen die Berge.

489.

Schluß.

Das Feld ist verlassen, nur einige Hirten, die sich zu muntern Liedern zusammensetzen, lassen sich noch aus der Ferne hören. Bei ihrem Liede steigt der Mond dort hinter dem dunklen Walde hervor; alle Blätter spielen, so weit sein Licht schleicht, in einem sanften Schimmer, und der weiße Widerschein zittert auf dem laufenden Strome. In den Gebüschen, auf den Weiden herrscht die Stille; der ausgespannte Stier ruhet und das Lamm schläft unbesorgt. Nichts regt sich mehr. Der blasse Schimmer des Mondes, der in dem blauen Gewölke über uns zu schwimmen scheint, wird durch den Aufgang der Sterne erhöht, die hin und wieder zu glimmen anfangen, bis endlich der ganze Himmel von unzählbaren bis in die Unendlichkeit angezündeten Lichtern funkelt. Welches Schauspiel! Stille Bewunderung faßt den Geist des nachdenkenden Weisen, und süße Empfindungen durchströmen seine Seele, wenn er dem Schlafe einige Stunden entwendet, um die Schönheiten der Mitternacht und ihre flammenden Wunder am Himmel zu beobachten.

490.

Der Abend im Thale.

Die Sonne sinkt unter; in dem tief dunkeln Blau des Himmels schwimmen Purpurwolken dahin und die Hochwachen Gottes, die hohen Berggipfel flammen im goldenen Feuerscheine auf. Auf der niedern Erde, in jenem stillen, von Felswänden umrandeten Thale, wiederholen sich die Herrlichkeiten des Himmels; in dem Weiher ist jede aufschwellende Woge in Rosengluth getauft, und jeder aufspritzende Wassertropfen wird ein leuchtender Diamant. Die Abendblüthen haben ihre Kelche erschlossen und spenden ihre Düfte dem ganzen Raume dieses kleinen Thales, das mit seiner grünen Moosdecke, mit der Farbenpracht der Blumen, die das kleine Gewässer umwinden, mit den Bäumen, die den grauen Felshöhen entgegenstreben, einem lieblichen Garten gleicht. Wie traulich ist es hier, welche Ruhe, welch' ein Frieden herrscht in diesen Gründen! Nur leise murmeln hier die Wellen des Bächleins, nur leise regt der Wind die grünen Laubgezweige der Bäume.